

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

T

281829

A

MA 9 - SD 25 - 042005 - 54

Die
beweglichen Bilder,
mit der
Beschreibung
einiger schönen Umgebungen Wiens, der Ver-
gnügungen der höheren und niederen Stände,
der Volkssitte,
und
mit mehreren lehrreichen und unterhaltenden
Erzählungen.

Zum
Nutzen und zur Erheiterung der Jugend
bearbeitet von
Leopold Chimani.

Mit sechs Bildern,
die sich verändern lassen.



Aus der Kunstwelt.

* — In der Kunsthandlung des H. F. Müller ist so eben erschienen: „Die beweglichen Bilder,“ eine Jugendschrift von Leopold Chimant, 8. mit 6 Doppeltupfer, Umschlag im Congreve-Druck, 3 fl. E. W. — Wir haben dieses Werkchen mit innigem Vergnügen durchblättert, und freuen uns, dasselbe Eltern und Erziehern als eine werthvolle Festgabe bestens anempfehlen zu



Auch ein Deutscher, Heinrich de Wyck, ward in demselben Jahrhunderte be-
rühmt durch die große Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich,
Karl V., baute. — Die Taschenuhren müssen von weit späterer Erfindung seyn,
ungeachtet man sie schon im vierzehnten Jahrhunderte erfunden wissen will; denn
man hat ja vor dem siebzehnten Jahrhunderte keine zuverlässigen Spuren davon.
Die Pendel wurden von dem Sohne des großen Galilei zuerst bei einer Zim-
meruhr angebracht. Huygens scheint der Erfinder der Unruhe in den Taschen-
uhren zu seyn, welche Erfindung in das Jahr 1676 fällt. — Um die Reibungen
zu vermeiden, erfand ein Genfer, Namens Facio, die Kunst, in Rubinen
und Diamanten Löcher für die Nadelstifte zu bohren, und auf diese Weise den
Taschenuhren einen dauerhaft geregelten Gang zu verschaffen. So entstand die
Erfindung der Zeitmesser oder Chronometer (Uhren), worin die Engländer, die
schon früher die Erfinder der Repetiruhren gewesen sind, es zu einer außerordent-
lichen Vollkommenheit brachten, und nun gegenwärtig auch schon viele Wiener
Erzeugnisse gewiß in nichts nachstehen, was die bei der im gegenwärtigen Jahre
in Wien Statt gehaltenen ersten Gewerbs-Producten-Ausstellung aufgestellten Uhren

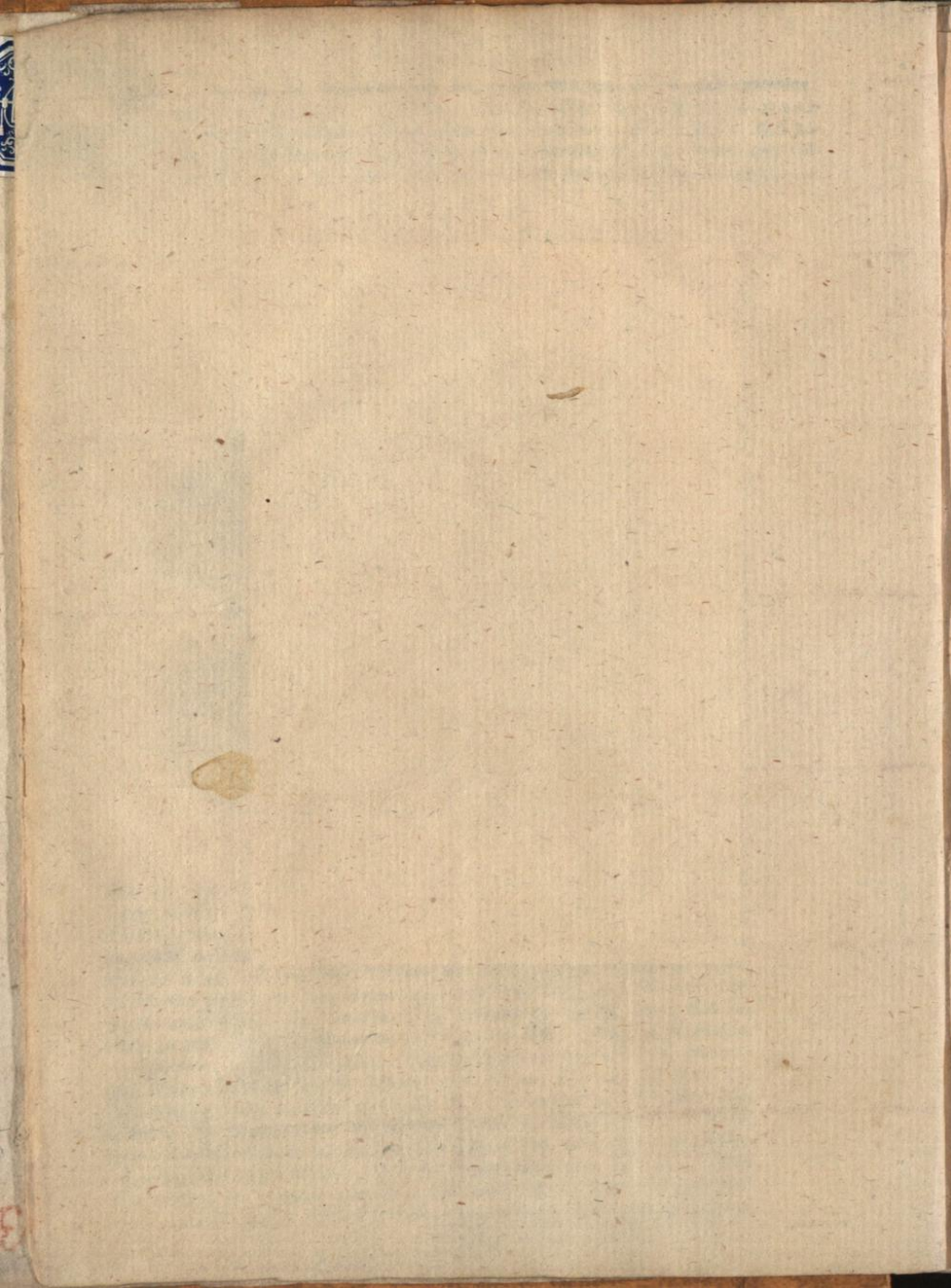
564

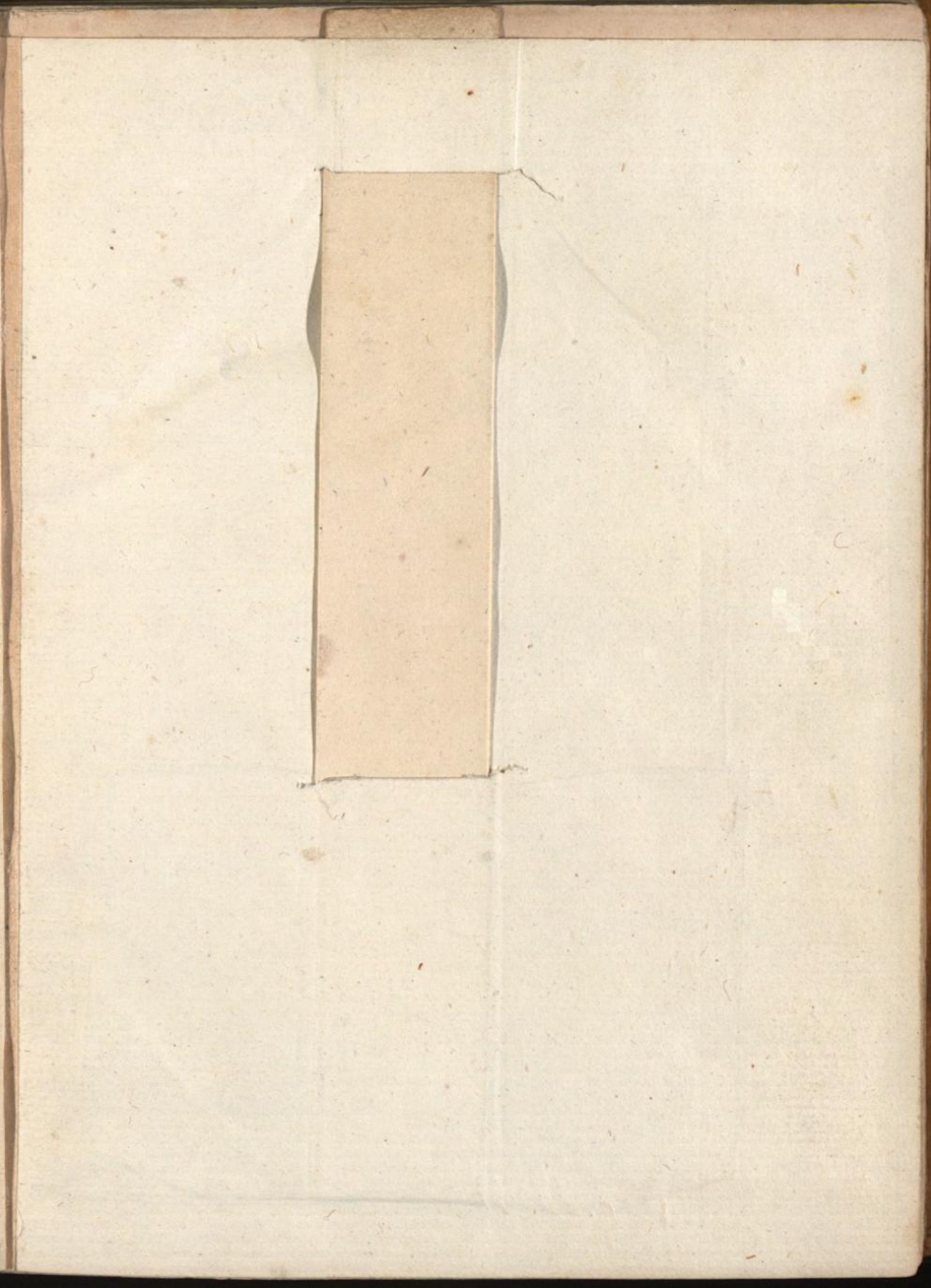
862.78

0/c/4



CH. M. NEBEHAY







Der Masken-Ball.

P. 28. 185 A

D i e
beweglichen Bilder

mit der

Beschreibung einiger schönen Umgebungen Wiens, der Vergnügungen der höheren und niederen Stände, der Volkssitte, und mit mehreren lehrreichen und unterhaltenden

Erzählungen.

Z u m

Nutzen und zur Erheiterung der Jugend

bearbeitet

von

Leopold Chimani.

Mit 6 Bildern, die sich verändern lassen.

W i e n.

In der Kunsthandlung des H. F. Müller, am Kohlmarkt Nr. 1149.

TA 281.829

Verordnungen



Die vorstehende Verordnung enthält die Bestimmungen über die
Ausübung der Jagd und die Erhaltung der Jagdwälder
und mit mehreren Vorschriften und Anordnungen

Verordnungen

Verordnungen über die Jagd und die Erhaltung der Jagdwälder

Verordnungen über die Jagd und die Erhaltung der Jagdwälder

Verordnungen über die Jagd und die Erhaltung der Jagdwälder

Verordnungen über die Jagd und die Erhaltung der Jagdwälder

Verordnungen über die Jagd und die Erhaltung der Jagdwälder

IN 455592

F a s t n a c h t.

„Es ist Fasching, wie haben Sie sich auf dem Balle zum Sperrl, in Domeyer's Kaffeh-Hause in Hieging, im Casino auf der Mehlgrube, in jenem zum römischen Kaiser, im Apollo-Saale, auf dem Balle im Augarten, auf dem Masken-Balle in der Redoute, in dieser oder jener Tanzgesellschaft unterhalten?“

„Diese Fragen hört man doch allenthalben. Es ist gerade so, als wenn alle Geschäfte jetzt ruheten, und die Leute an nichts Anderes als an Ball und Tanz zu denken hätten.“

So sprach der Vater Holdhaus zu seiner Frau in Gegenwart seines Sohnes Virgilius und seiner Tochter Euphemia, die erst kurz zuvor geäußert hatten, daß sie nur wünschten, bald herangewachsen zu seyn, um an allen den Vergnügungen, welche der Carneval biethet, Theil nehmen zu können.

Um aber den strengen Vater, der seine Kinder vor der immer mehr zunehmenden Vergnügungssucht des Zeitalters zu verwahren suchte, in guter Stimmung zu erhalten, gab Virgilius dem Gespräche eine andere Wendung, und sagte. „Es ist doch eine sonderbare Gewohnheit, daß Jung und Alt vorzüglich in der Carnevals-Zeit den

Wergnügungen des Tanzes nachhängt. Die Sitte, daß nur in dieser Zeit jährlich so viele Bälle gegeben werden, und daß man dem Tanze und Schmause nachjagt, muß wohl sehr alt seyn?“

„Diese Sitte,“ entgegnete der Vater, „welche sich über die meisten christlichen Länder in und außer Europa verbreitet hat, und in manchen Ländern in die lärmendsten Volksbelustigungen ausartet, ist von den alten heidnischen Römern zu den christlichen Völkern übergegangen, und hat sich, obwohl jährlich viele Opfer der unregelmäßigen Tanzlust und der Schwelgerey fallen, bis auf unsere Zeiten erhalten.“

Die Saturnalien.

„Die Römer,“ fuhr der Vater fort, „verehrten neben vielen andern Gottheiten auch den Saturnus, der bey den Griechen Kronos hieß. Als dieser die Weltherrschaft führte, war in Italien, so fabelte man damahls, das goldene Zeitalter. Man wußte in demselben nichts von Kriegen, friedlich flossen die Tage und Jahre dahin. Der Boden trug ohne angestrenzte Bemühungen des Landmannes die reichlichsten Ernten; die Aeste der Bäume bogen sich unter der Last der schmackhaftesten Früchte; überall war Reichthum und Ueberfluß; es gab keinen Unterschied der Stände; alle Menschen lebten in kindlicher Einfalt und brüderlicher Liebe; jeder Augenblick both eine Fülle des heitersten, ungetrübten Lebensgenusses und reiner, unverbitterter Freude dar.“

„Das Andenken an diese schöne goldene Zeit, wo alle Menschen durch Liebe, Treue und Vertrauen verbrüderet waren, wo man Feindschaft, Neid und Mißgunst gar nicht kannte, feyerten die Römer jähr-

lich in der Mitte oder auch gegen Ende Decembers, Anfangs nur einen, dann drey, fünf bis sieben Tage.“

„Das Fest fing damit an, daß in dem Tempel des Saturnus eine Menge Wachskerzen angezündet wurden. Nun verbreitete sich die Freude durch die große, weite Stadt.“

„Die Sclaven wurden für die Zeit des Festes frey, nahmen den Anzug und die Manieren ihrer Herren an, und diese würdigten sich so weit herab, daß sie bey ihnen Sclavendienste verrichteten. Die Sclaven wurden reichlich bewirthet, und dabey von den Herren bedient. Wenn diese etwas in der Bedienung versahen, legten sie sich selbst die lächerlichsten Strafen auf.“

„Alle Geschäfte feyerten an diesen Tagen der Freude und des Vergnügens. Aller Orten waren Lustbarkeiten, und allenthalben sah und hörte man Scherze. Man schickte sich gegenseitig Geschenke, und suchte auf alle Art das Vergnügen zu erhöhen. Sogar Gefangene wurden ihrer Haft entlassen, um Freude in betrübte Familien zu bringen.“

Ursprung der Fastnacht.

„Die ersten Kirchenvorsteher mußten den neubekehrten Heiden einige unschädliche Gewohnheiten und Volksfeste, an welchen das Volk hing, beynassen, um es der neuen Lehre nicht abgeneigt zu machen. Dieses geschah auch mit den Saturnalien, nur daß sie auf eine andere Zeit verlegt wurden, und eine unterscheidende Bedeutung erhielten. Aus denselben entstand unsere Fastnacht, oder wie sie in Sild-Deutschland und auch bey uns genannt wird, der Fasching. Es wurde gegen die Mitte des zweyten christlichen Jahrhunderts eine Fasten

von vierzig Tagen, und zwar vor Ostern, in der christlichen Kirche eingeführt, und von dem Papste Gregor dem Großen um das Jahr 600 die Aschermitwoche zum Anfange der Fasten gesetzt. Der Tag vorher bis in die Nacht um zwölf Uhr hieß Fastnacht.“

„Die Fasten bestand in der Enthaltung von Fleisch und Speisen, deren Bestandtheile von den Thieren kamen, auch in Abbruch an diesen Speisen, wodurch die Christen zur Selbstbeherrschung und Enthaltbarkeit gewöhnt werden sollten.“

„Schon damahls suchte man sich gegen die strenge Fasten durch Böllerey und Schwelgerey im voraus zu entschädigen, und die Sittenlehrer der alten Zeit eiferten gegen den Unfug, der an den drey letzten Tagen vor der Aschermitwoche getrieben wurde. Sie schrieben, daß sich schon damahls die Leute unsinnigen Vergnügungen überließen, in Speise und Trank schwelgten, sich verummumten, wie Rasende als Gespenster mit häßlichen Fratzen gesichtern herumliefen, und alle Arten der Ausgelassenheiten verübten.“

„In Italien wurde die Fastnacht insbesondere mit Nummereyen aller Art, mit Scherzen und Possen, die oft an Ausgelassenheit gränzten, begangen, und von da ging diese muthwillige Feyer in andere Länder, auch nach Deutschland über, wo Schmausereyen, lustige Possen auch Nummereyen an diesen Tagen zur Sitte wurden.“

„Im dreyzehnten Jahrhunderte, als Wohlhabenheit schon in mehrere Städte Deutschlands sich verbreitete, gingen verummumte Männer in Fratzengehaltn von Haus zu Haus, um den Bewohnern derselben lächerliche Possen vorzumachen. Es gesellten sich auch mehrere verummumte Personen zusammen, und hielten scherzhafte Unterredungen mit

einander. Sie führten auf diese Art komische Scenen auf, wie sie im Leben vorfielen, um dadurch Lachen bey den Zusehern zu erregen. Man bewirthete und beschenkte diese Possenreißer. Dieses trieb andere an, diese Possenspiele mehr zu verfeinern, und daraus entstanden die Fastnachtsspiele, deren einige Hans Sachs, der bekannte Nürnberger-Schuster und Zeitgenosse des Kaisers Maximilians I., geschrieben hat, und die bis zu uns gekommen sind. Aus diesen Fastnachtspielen bildete sich nach und nach das deutsche Schauspiel aus.“

C a r n e v a l.

„Wie Sie uns erklärten“, unterbrach Euphemia den Vater, „dauerte die Fastnacht in alten Zeiten nur die drey letzten Tage vor der Aschermittwoche. Bey uns aber fängt ja der Fasching oder Carneval viel früher an?“

„Wir nennen Fastnacht oder eigentlich Fasching,“ entgegnete der Vater, „die ganze Zeit von dem Feste der heiligen drey Könige bis zur Aschermittwoche, welche oft sechs Wochen und länger währt, und mit allerley Lustbarkeiten, mit Schmausereyen, Bällen, Maskeraden u. dgl. zugebracht wird.“

„Man nennt aber den Fasching auch Carneval?“ fragte Virgilius, „woher ist dieser Nahme entstanden?“

„Ich habe schon früher gesagt,“ erwiederte der Vater, „daß von der Aschermittwoche an durch vierzig Tage der Genuß der Fleischspeisen verbotnen war. An den letzten Tagen nahmen die Leute gleichsam Abschied von dem Fleische nach dem lateinischen Caro vale, Lebewohl Fleisch, woraus Carnevale in verdorbener Sprache entstanden

ist. Andere leiten das Wort *Carneval* von dem lateinischen *carne* (Fleisch) und *avellare* (Thal abwärts gehen), ab, weil es in der Fastnacht mit dem Fleisshessen immer näher zum Ende ging.“

M a s k e n b ä l l e .

„Wie sind denn aber die Maskenbälle entstanden?“ fragte Virgilius weiter.

„Die Masken“, antwortete der Vater, „waren schon bey den Schauspielen der alten Römer und Griechen gebräuchlich. Die Schauspieler bedeckten ihr Gesicht mit einer Larve, welche dem Charakter und dem Alter der Person, welche sie darstellten, angemessen war.“

„In Italien behielt man insbesondere diese von dem Theater entlehnten Vermummungen bey den Fastnachtsbelustigungen bey, und von da gingen sie nach Frankreich, England und auch nach Deutschland über.“

„In den Städten Italiens trieb man sich maskirt auf den öffentlichen Plätzen in der Carnevals-Zeit herum, wie es noch jetzt in Rom, Neapel, Mailand, Venedig und in den andern Städten geschieht, wovon ich euch später erzählen werde. In der Folge glaubte man die Tanzbelustigungen zu erhöhen, wenn jeder Ballgast vermummt erschiene. So entstanden die Maskenbälle, welche Catharina von Medicis, die Tochter eines der berühmten mailändischen Herzoge aus diesem Hause, die im Jahre 1533 mit Heinrich II., dem Könige von Frankreich, vermählt wurde, und im Jahre 1589 starb, zuerst in Paris einführte.“

„Von Frankreich gingen die Maskenbälle nach England über, und

wurden unter der Regierung des Königs Heinrich VIII. um das Jahr 1546 an dem englischen Hofe eingeführt, von wo sie sich durch ganz England verbreiteten.“

„Die Personen, welche zu dem Maskenballe geladen wurden, mußten einen von ihrem Stande und Alter ganz verschiedenen, oft ausländischen Anzug, auch eine Frazengestalt annehmen, und das Gesicht mit einer Larve bedecken, damit sie ganz unkenntlich wurden. In diesen Maskeraden wurde oft viel Pracht und Glanz verbreitet, wenn mehrere Personen in der Tracht der Könige und Kaziken aus fremden Erdtheilen mit einem Gefolge ihrer Unterthanen erschienen, mythologische Gottheiten, Krönungszüge, Triumphe und dergleichen darstellten.“

„Um an diesen Maskenbällen, welche gewöhnlich nur bey Hofe von dem hohen Adel besucht wurden, und wo oft einem jeden Ballgaste eine bestimmte Maske vorgeschrieben war, auch die andern Stände Theil nehmen zu lassen, wurden sie in großen Sälen, auch in Theatergebäuden veranstaltet. Jeder Theilnehmer war verpflichtet, in einer andern Kleidung, als er sonst standesmäßig trug, und mit einer Larve vor dem Gesichte zu erscheinen. Man glaubte bey dem Eintritte in den reich beleuchteten Saal in eine ganz andere Welt versetzt zu seyn, indem die anwesenden Masken ein Gemisch aller Stände und Nationen in ihrer eigenthümlichen Tracht darstellten, unter welche sich Frazengestalten aller Art, allegorische Personen, Thiergestalten, Menschen mit Thierköpfen und dergleichen Erfindungen der Phantasie mischten. Die rauschende Musik und die gellenden Laute, welche die immer beweglichen Masken mit verstellter Stimme von sich geben, vermehrten noch mehr das sonderbare Gewirre, in welchem man sich befand.“

Ansicht des Maskenballes.

„Einem solchen Maskenballe wünschte ich beyzuwohnen,“ sagte Virgilius.

„Dazu bist du noch viel zu jung,“ entgegnete der Vater. „Derley Belustigungen gehören nur für Erwachsene, denen es manchemal Noth thut, nach großen Anstrengungen des Geistes sich durch Zerstreuungen dieser Art zu erheitern.“

„Damit du dir aber einen Begriff von einem Maskenballe machen kannst, hat ein Künstler das Aeußere und Innere des Saales, in welchem ein Maskenball gehalten wird, abgebildet.“

„Die Larven, der Türkenbund und anderer Kopfsuß an der Außenseite, zeigen die Bestimmung des Gebäudes an. Zwey hohe Treppen führen zum Maskensaale. Ein Herr und eine Frau treten durch den Eingang in die Vorgemächer ein, und legen dort Ueberrock und Mantel ab, welche die Masken verbergen, unter welchen sie im Saale erscheinen wollen. Zwey andere Männer, in Mäntel gehüllt, deren Kopfsuß bey dem einen auf einen Chineser, bey dem andern durch das Baret auf einen Herzog mit den wallenden Federn hinweist, steigen die Treppe zum Saale hinan.“

„Jetzt eröffnet sich der Saal, und du siehst in das Innere desselben. Wie herrlich ist er durch den von Lichtern strahlenden Armleuchter beleuchtet.“

„Oben auf der Gallerie spielen eine Anzahl Musiker muntere Tänze. Auf dem anderen Theile derselben spazieren Ballgäste theils in Masken, theils in gewöhnlicher Kleidung herum; denn es ist schon

seit längerer Zeit davon abgekommen, daß jeder Ballgast in einer Maske erscheinen muß, und er braucht nur ein Abzeichen, daß er zur Ballgesellschaft gehört, zu tragen, welches aus einer kleinen Larve, oder einem Kartenblatte auf dem Hute, Brillen auf der Nase, einer Larvennase u. dgl. besteht.“

„Unten im Saale ist das Gewirre groß. Eine Maske drängt sich an die andere, um den zierlichen Tanz zu sehen, welchen ein leichtfüßiger Jüngling mit seiner schmucken Tänzerinn aufführt.“

„Wir sehen auf dem Bilde einen Herrn im Domino, welches ein schwarzseidener Mantel ist, und von betagten Personen gewöhnlich über dem Ballkleide getragen wird. Zunächst an ihm sitzt ein Türke, welcher in gemächlicher Ruhe die Tanzenden betrachtet. Eine Brasilianerin an dem Arme eines dickbelebten Mohren, eine Priesterin der Sonne, zwey Bauernmädchen an der Seite einer Maske mit einem Hundsgesichte und einer Spitzkappe, im Hintergrunde ein Quäcker, ein Herz-König, ein Zwerg mit der Hellebarde, dem Säbel und einem Sturmhute sind im bunten Gewühle auf dem Bilde zu sehen.“

„Hätte der Künstler mehr Raum gehabt, so würde er noch viele andere Masken, alte Herren und Frauen mit einem Anzuge aus dem vorigen Jahrhunderte, Ziegeuner, Matrosen, Schornsteinfeger, Harlekine, Schäfer u. dgl. abgebildet haben. Ich kann nur beysetzen, daß auf zahlreich besuchten Maskenbällen alle Nationen in ihren verschiedenen Trachten, alle Stände und Gewerbs-Classen mit der ihnen eigenthümlichen Kleidung, Personen mit dem Anzuge, wie er in verschiedenen Jahrhunderten üblich war, Theater-Charaktere, Zerrbilder und Fratzen gesichter, und Gestalten, welche nur

eine üppige Phantasie erfinden kann, im bunten Gemische zu sehen sind.“

Der Carneval in Mailand.

Die Kinder betrachteten das Bild mit Wohlgefallen, und horchten auf jedes Wort, welches ihnen der Vater zur Erklärung desselben sagte.

„Lieber Vater,“ sprach dann Euphemia schmeichelnd, „Sie haben versprochen, uns auch von den Carnevals-Belustigungen in Italien zu erzählen, die noch lärmender als bey uns seyn sollen. Darf ich Sie bitten, daß sie uns auch von denselben etwas sagen?“

„Wie der Italiener,“ fuhr der Vater fort „bey seinem feurigen Temperamente Freude und Leid, Wohlgefallen und Abneigung, Liebe und Haß und alle Gemüthsstimmungen viel lebhafter in Mienen und Gebärden ausdrückt, als der Deutsche, so zeigt sich dieser National-Charakter insbesondere auch bey der Feyer des Carnevals, und der Fremde kommt auf den Gedanken, daß sich die lärmenden Saturnalien der alten Römer bis auf unser Zeitalter in den größten Städten Italiens wie in Rom, Neapel, Venedig, Mailand u. dgl. fortgepflanzt haben.“

„Ich will euch nur von dem Carneval in Mailand erzählen, welche Stadt, weil sie zum Oesterreichischen Kaiserstaate gehört, euch mehr als Rom und Neapel angeht. Zuerst muß ich euch bemerken, daß sich der Italiener an den drey letzten Tagen vor der Aschermittwoche ganz den Belustigungen des Carnevals hingibt, und zwar auf eine so lebhaft-Weise, daß der Fremde glauben möchte, der Italiener

habe sich an denselben aller Sorgen, aller Geschäfte und aller Verhältnisse des Standes und des Alters entschlagen, um nur allein dem Vergnügen zu leben; und die Lebhaftigkeit welche er in allen Handlungen äußert, theilt sich auch den Belustigungen mit, so daß diese in Italien viel lärmender als irgendwo werden.“

Verwandlung des Theaters.

„In Mailand hat man keine eigenen Tanzsäle; es muß das Schauspielhaus zu denselben umgestaltet werden, und dieses geschieht so geschwind, daß in dem Theater della Scala an einem Abende Oper, und nach derselben Maskenball ist, welcher zugleich ein blendendes Lichtmeer verbreiten muß. In dem letzten Acte der Oper oder des Schauspiels wird die Beleuchtung des äußeren Schauplatzes angefangen, und schreitet auf eine bewunderungswürdige Weise fort.“

„Der Anzünder steht auf einer Leiter, die bis in das vierte Stockwerk reicht, und schiebt dieselbe von einem Leuchter zum andern, während sie von einem einzelnen Menschen unten gehalten und weiter getragen wird. Auf diese Art werden alle Lichter im Halbzirkel des äußeren Schauplatzes in kurzer Zeit angezündet.“

„Wenn sich die Zuseher nach geendigter Theatervorstellung aus dem Parterre entfernt haben, wird ein Theil der Bänke hinausgeschafft, die andern werden in zwey Reihen an den Wänden herumgestellt, und neu überzogen. Die Bühne wird herrlich verziert und auch reichlich beleuchtet, zugleich mittelst zweyer Treppen mit dem Parterre in Verbindung gesetzt. Die Besizer der Logen verlassen dieselben nicht; sie speisen während der Umänderung des Schauplatzes in einen Tanzsaal, die nur eine

Stunde Zeit erfordert, in denselben, oder nehmen Besuche an. Andere, welche der Oper beygewohnt, und an dem Maskenballe Theil nehmen wollen, begeben sich indessen in die Nebengemächer.“

Der Ball.

„Ein dreymahliger Trompeterstoß kündigt an, daß das innere Opernhaus zu einem Tanzsaale hergerichtet ist. Rauschende Musik ertönt, und hört durch die ganze Dauer des Balles nicht auf, indem sie von zwey Seiten abwechselnd spielt.“

Run kommen die Masken in sehr großer Zahl an, bis der Saal voll ist. Diese biethen die größte Mannigfaltigkeit dar; machen aber bey aller Zierlichkeit des gewählten Anzuges einen widerlichen Eindruck auf den Fremden, weil die Larven, welche das Gesicht bedecken, garstige Zerrbilder sind. Keine Larve stellt ein regelmäßiges Gesicht dar; die Italiener gefallen sich, durch allerley Verdrehungen und Verunstaltungen des Mundes, der Nase und aller Gesichtstheile die Gesichtslarve so häßlich als möglich zu machen, und nehmen auch Larven, welche den Vorderkopf verschiedener Thiere darstellen, und solche wählen oft die zierlichsten Masken. Sie glauben sich dadurch ganz unkenntlich zu machen; denn das größte Vergnügen der Mailänder auf diesen Maskenbällen besteht darin, unerkant in der Vermummung einander zu necken, und muthwillige Scherze zu treiben, wobey jeder seine Stimme zu verstellen sucht, und fremde Gebärden annimmt.“

„Das Gedränge auf diesen Maskenbällen ist gewöhnlich so groß, daß kein Raum zum Tanzen übrig bleibt, und nur gemeine Leute machen sich manchmahl mit Gewalt Platz, um ihren National-Tanz,

Manferina genannt, oder einen deutschen Walzer zu tanzen.“
 — Sehr erlustigend ist es, das Herumtreiben und Gewirre der Masken im Parterre von den Logen aus zu sehen, und die Besitzer derselben entfernen sich auch nur auf kurze Zeit aus denselben, weil das Gewühl bey der herumtreibenden Menge der Masken bald zu lästig wird. Sie nehmen vielmehr Besuche in den Logen an, und unterhalten sich mit ihren Bekannten.“

Maskenzüge am hellen Tage.

„Ganz eigenthümlich aber ist den Italienern die Maskerade am hellen Tage. Nicht selten begegnet man in Mailand in der Carnevals-Zeit einem ganzen Zuge von vermummten Personen, die sich durch die Gassen der Stadt und auf dem offenen Markte unter großem Lärmen und muthwilligen Neckereyen der Vorübergehenden herumtreiben.“

„Ehemahls waren diese Maskenzüge durch die ganze Dauer des Carnevals gewöhnlich, und wenn man Nachmittags außer Haus ging, so begegnete man unvermuthet einem Schwarme lustiger Masken, die den Vorübergehenden umringten, und auf muthwillige Weise, doch immer mit einem gewissen Anstande, neckten. Seit der französischen Oberherrschaft ist die ungezwungene Fröhlichkeit der Mailänder durch die Drangsale des Krieges ziemlich herabgestimmt worden; aber die lärmenden Maskenzüge durch die Straßen in den drey letzten Carnevals-Tagen haben sich noch immer erhalten; und merkwürdig ist, daß nach der Ambrosianischen Kirchenordnung der Fasching in Mailand um drey Tage länger dauert, und die Fasten erst mit dem Sonntage nach unserer Aschermittwoche anfängt.“

„Die drey Tage erscheinen dem Fremden in Mailand, als wenn an denselben die Einwohner ein gewisser Grad von Narrheit und Verrücktheit ergriffen hätte. Aus der ganzen umliegenden Gegend strömen die vergnügungslustigen Leute der Hauptstadt zu, um drey Tage länger Narrenspoffen treiben zu können.“

Maskirte Wagenzüge.

„Um die Mittagszeit eines jeden der drey Tage fangen die maskirten Wagenzüge an, und durchfahren die Stadt bis zur Abenddämmerung. Oft an tausend Wagen hintereinander fahren auf dem Corso, der, weil die Witterung in dieser Jahreszeit in Mailand mehrentheils schon lau und angenehm ist, von einer großen Volksmenge besucht wird.“

„Pferde und Kutscher sind maskirt; letztere nehmen ihre Vermummungen oft aus dem Thierreiche, so daß bald ein Bär, bald ein Wolf, bald ein Affe u. dgl. auf dem Bocke sitzt, und die Pferde lenkt. In dem Wagen sitzt der Eigenthümer desselben mit seiner Familie. Selbst die Schooßhündchen, wenn sie die Fahrenden begleiten, sind maskirt.“

„Die Masken im Wagen haben ganze Säcke voll kleiner weißer Gypskügelchen von der Größe der Gerstengröße, und sind mit elastischen Röhren versehen, mittelst welchen sie die Kügelchen auf ihre an den Fenstern stehenden oder vorübergehenden Bekannten mit solcher Geschicklichkeit schleudern, daß sie selten ihren Mann verfehlen. Diese Neckerey wird immer wiederholt, und ist die vorzüglichste Belustigung bey diesem Maskenzuge. Manche Vorübergehende sehen von den auf

sie geworfenen Labungen am ganzen Nuzuge wie mit Mehl bestäubt aus.“

„Das verdirbt sie nicht; man sieht vielmehr den vielfältig Beworfenen für einen Mann an, der vielseitige Bekanntschaften hat, weil nur immer Bekannte von Bekannten beworfen werden. Die Gypsfügelchen sind so klein, daß sie außer dem weißen Flecke auf dem Kleide, der leicht weggebürstet werden kann, keinen Schaden thun.“

„Damit aber nicht das Auge, wenn es zufällig getroffen würde, verletz wird, hält man Fächer mit gläsernen Augenhöhlen vor dieselben, wenn man von einem Wurfe bedroht wird.“

„Während der Maskenzug auf dem Corso herumfährt, sind die Wagen von einer unzähligen Menge Volkes umgeben, welche ihnen manchmahl den Weg versperrt, und da unter derselben sich auch eine große Zahl Masken befindet, welche die Vorübergehenden und die Fahrenden durch verschiedene muthwillige Poffen necken, und da das den Italienern angeborne Feuer sie zur höchsten Lustigkeit hinreißt, so verbreitet sich ein Gewirre und ein Lärmen, daß die Stadt an diesen Carnevals-Tagen einem großen Narrenhause nicht unähnlich ist: und doch ist diese allgemein verbreitete lärmende Fröhlichkeit mehr gemüthlich als roh, und von groben Beleidigungen der Zuschauer hört man eben so selten als von Ausbrüchen pöbelhafter Rohheit und toller Ausgelassenheit.“

„Selbst das gemeine Volk zeigt bey dieser fröhlichen Veranlassung eine gewisse Ruhe und Anständigkeit, und enthält sich aller gröberer Beleidigungen gegen Vornehmere und Ihres Gleichen, und man hat in Mailand nicht das wilde Loben des von häufig genossenem Weine

erhitzten Pöbels bey den Carnevals-Festen zu befürchten, da der Sitte nach der Italiener einen natürlichen Abscheu vor dem Laster der Trunkenheit hat.“

B e s c h l u ß.

„Nun genug von Fasching, Carneval, Bällen und Masken,“ schloß der Vater. „So anziehend des Gemählde, welches ich von den Belustigungen dieser Art entworfen habe, für euch seyn mag, so muß ich auch hinzusetzen, daß derley Lustbarkeiten oft in tiefe Trauer verwandelt worden sind, daß sich viele hoffnungsvolle Jünglinge und Jungfrauen den Keim des Todes von den Bällen und Maskeraden geholt haben, und daß durch den Besuch derselben oft Unschuld und Reinheit der Sitten zu Grabe gegangen sind.“

Bey Tanzbelustigungen, besonders an öffentlichen Plätzen, sollen junge Leute nur unter der Aufsicht ihrer Aeltern erscheinen, im Tanzen mäßig und immer auf ihrer Huth seyn, daß sie nichts denken, sprechen und thun, worüber sie, wenn es bekannt würde, erröthen müßten. Der Tanz war oft schon der Vorläufer des Todes und der Räuber der Unschuld des Herzens.

Das Louifens-Fest.

Das erste Lebensalter floss der Prinzessin Louise, der Tochter der Herzoginn von Berry, unter Freuden und Vergnügungen, wie sie der französische Hof geben konnte, angenehm dahin. Sie glich einer aufblühenden Rose, der man von allen Seiten zärtliche Sorge und Pflege angeheißen läßt, damit kein rauher Wind sie anwehe, und kein widriges Einwirken ihr freundliches Aufblühen störe.

Aber schon im zarten Alter erfuhr sie schmerzlich die Schläge des grausamen Schicksals, welches unerbittlich keines Sterblichen schont, sollte ihm auch der höchste Standpunct unter seinen Zeitgenossen angewiesen seyn.

U o d d e s V a t e r s .

An einem Morgen, als die Prinzessin noch in tiefen Schlaf versunken war, und süße Träume wie schäkernde Genien sie umgaukelten, wurde sie aus ihrem niedlichen Bettchen gehoben. Die Eile war so groß, daß man sich kaum Zeit nahm, sie in einen erwärmenden Mantel zu hüllen. Sie wurde fortgetragen zu ihrem Vater, dem eine verruchte Hand, als er vom Schauspieler zurückkehrte, einen tödt-

lichen Dolch in die Brust gestossen hatte. Er lag auf dem blutigen Bette, als man die geliebte Tochter zu ihm brachte.

Er streckte die matte Hand nach ihr aus, und segnete sie. Louise weinte, als sie ihren Vater in diesem Zustande sah; aber er hatte in dem nähmlichen Augenblicke ausgelitten. Die Hand sank, er schloß die Augen, und sein Leben erlosch.

Louise neigte sich noch zu ihm hin, drückte einen Kuß auf seine blassen Wangen, und mit dem kindlichen Gedanken, daß er nur in einen Schlaf versunken sey, entfernte sie sich, indem sie sagte, daß sie wieder zu dem kranken Vater kommen werde, wenn er erwache.

Aber er erwachte nicht mehr, und am folgenden Morgen wurde sie nur zu schmerzlich gewahr, daß sie keinen Vater mehr habe. Man brachte ihr die Trauerkleider, und verhüllte die goldenen Verzierungen in ihren und in den Gemächern der Mutter mit schwarzem Flor. Alle Personen ihrer Umgebungen hatten die Farbe der Trauer angezogen, und wohin sie blickte, sah sie nur Niedergeschlagenheit, Schmerz und Thränen.

Doch schon nach einigen Monathen klärte sich der trübe Himmel wieder freundlich auf. Louise bekam einen Bruder, über dessen Geburt eine allgemeine Freude in Frankreich sich verbreitete. Ein Fest folgte auf das andere. Die Trauer verschwand, und machte der lärmenden Freude Platz. Louise wurde von der allgemeinen Heiterkeit mit fortgerissen, und freuete sich herzlich über den neugebornen Bruder, dessen Haupt einst die Krone Frankreichs zieren sollte.

Ein armes Mädchen.

Den Sommer brachte die junge Prinzessin gewöhnlich auf dem Lande in einem königlichen Lustschlosse zu. Eines Tage fuhr sie in Begleitung ihrer Erzieherinn nach dem Gehölze von Wille d'Arrey. Als sie in der Nähe desselben war, bemerkte sie ein Mädchen von acht bis neun Jahren, welches neben dem schnell fahrenden Wagen lief. Sie ließ den Wagen anhalten, und wie sie aus demselben stieg, hob das Mädchen bittend die Hände empor, konnte aber kein Wort vorbringen, weil es ganz athemlos war. Der Anzug des Mädchens zeigte, daß es zur ärmsten Classe gehöre; ihre Haare triefen vom Schweiß; aber die Röthe des Gesichtes verlor sich plötzlich. Das Mädchen wurde todtblaß, und stürzte ohnmächtig zu Boden, als ihm die Prinzessin ein Silberstück als Almosen reichen wollte. Auf den Wink der Prinzessin kamen ihre Bedienten dem Mädchen zu Hülfe; die Erzieherinn schloß demselben einige Tropfen stärkende Arzney ein, welche sie immer bey sich zu führen pflegte, und das Mädchen erhobte sich.

Es waren auch Landleute von den nahe liegenden Wiesen und Feldern herbey gekommen, welche sagten, daß dieses Mädchen die Tochter einer armen Witwe sey, die in ihrem Dorfe wohne, und Maria heiße. Ihr Vater sey ein Gartenarbeiter gewesen, der seinen Erwerb verloren habe, und aus Noth und Gram gestorben sey. Sie sagten weiter: Mariens Mutter kränkle seit längerer Zeit, und sey dadurch in so große Noth gekommen, daß Maria die Wohlthätigkeit guter Menschen ansprechen müsse, um nicht mit ihrer Mutter vor Jammer und Elend zu verschmachten.

Eine Beglückte.

Die Prinzessin ward von Mitleiden bewegt; sie warf einen freundlichen Blick auf Maria, tröstete sie, und sagte ihr, daß sie ihr einen Platz in dem Waisenhause verschaffen werde, in welchem die Prinzessin einige Mädchen in besondere Obsorge genommen hatte, die sie ihre Waisen nannte. Sie gab ihr zugleich ein Goldstück, indem sie ihr bedeutete, daß sie dieses Geld zur Pflege für ihre Mutter verwenden sollte.

Maria eilte freudig nach Hause, und konnte nicht Worte finden, um der Mutter das doppelte Glück zu verkündigen, welches ihr zu Theil geworden war.

Mehrere Tage flossen ihnen angenehm dahin. Nur ängstigte Maria der Gedanke, daß sie sich von ihrer Mutter trennen mußte, und als der Tag ihres Uebertrittes in das Waisenhaus heran nabete, hatte sie oft Thränen im Auge. Als sie aber abgehen sollte, konnte sie sich vor Schmerz nicht fassen, und sie gestand, daß sie ihre Mutter, deren Gesundheit noch immer wankte, und die ihrer Pflege bedurfte, nicht verlassen könnte. Sie bath unter Weinen und Schluchzen, man möchte lieber der Mutter einige Unterstützung geben, als sie, die Tochter, in dem Waisenhause versorgen.

Dieses wurde der Prinzessin hinterbracht, welche bey ihrer Mutter, der Herzoginn von Berry, ein Vorwort einlegte. Diese sicherte der Witwe eine monatliche Gabe zu, und Maria durfte bey der Mutter bleiben. Die Gabe war so beträchtlich, daß nicht nur die Mutter sich pflegen, sondern auch einen Theil derselben auf den Unterriht Mariens verwenden konnte.

D a s A n g e b i n d e .

Die Mutter genas, und da sie sich schon früher durch die Geduld und Ergebung, mit welcher sie den Wechsel ihres Schicksals und ihr trauriges Loos ertragen, allenthalben empfohlen hatte, so zeigte sie sich jetzt als eine sehr betriebsame, emsige Frau und sorgsame Mutter, die Marien zur Tugend und Frömmigkeit erzog.

Die Witwe war kaum über dreysig Jahre alt. Ein wohlhabender Schloßherr, der die gute Frau lange im Stillen beobachtet hatte, und sie wegen ihrer guten Eigenschaften schätzte, bewarb sich um ihre Hand, und es wurde eine glückliche Ehe geschlossen. Mariens Mutter kam dadurch in den Mitbesitz eines kleinen Hauses mit einem daranstoßenden Garten, welcher schöne Obstbäume hatte.

Marie nahm insbesondere die Pflüschbäume, welche sich an der Gartenwand hingen, in Schutz und Pflege. Die Früchte an denselben reiften, als das Louisen's-Fest sich nahete. Sie wählte die schönsten von denselben, legte sie zwischen Weinlaub in einen niedlichen Körbchen, und ging mit demselben an den Eingang des Parkes Bagatelle, zur Stunde, in welcher die Prinzessin in denselben sich zu begeben pflegte.

Marie blieb dicht am Thorgitter stehen, und erwartete sehnsuchtsvoll die Ankunft der Prinzessin. Die Caesche fuhr vor, und als sie aus derselben stieg, nahete Marie sich ihr ehrfurchtsvoll, und überreichte ihr mit einem kurzen herzlichen Wunsche das Körbchen mit den vollsaftigen Pflüschchen.

Die Prinzessin erkannte das Mädchen, nahm die Gabe wohl-

wollend an, lösete ein goldenes Kreuzchen vom Halse, und übergab es dem Mädchen zum Andenken, welches das Geschenk eben so sehr freute, als daß die Prinzessin die Pflirsche wohlgefällig angenommen hatte. Im folgenden Jahre brachte Marie der Prinzessin wieder ein niedliches Körbchen mit Pflirschen zum Angebinde dar, die wohlgefällig angenommen wurden.

„Du bringst mir,“ sagte die Prinzessin freundlich, „was ich sehr gern esse. Es freuet mich, daß du dich meiner erinnerst.“ Sie zog einen mit einem kleinen Diamanten besetzten Ring vom Finger, und gab ihn dem Mädchen. Marie eilte hoch erfreuet nach Hause zu ihrer Mutter.

Die Verbannte.

Das folgende Jahr brachte ganz Frankreich und insbesondere Marien viel Kummer. Es brach die Julius-Revolution aus, in Folge dessen die königliche Familie und also auch Louise aus Frankreich verbannt wurde. Am Louifens-Feste waren die Gemüther noch nicht beruhiget. Marie konnte ihrer Gönnerinn keine Pflirsche zum Angebinde geben; denn diese war weit von ihr in England.

Marie weinte bittere Thränen an diesem Tage, und je lebhafter sie sich an alle Günstbezeugungen erinnerte, die sie in den vorigen zwey Jahren von der Prinzessin erhalten hatte, desto mehr schmerzte es sie, daß man so hart mit derselben verfahren, und sie aus dem Lande verbannt hatte.

„Ich werde sie nie mehr sehen, die gute Prinzessin,“ jammerte Marie. „Ein weites Meer trennt uns von einander. O könnte ich ihr

heuer nur wieder Pflirsche anbieten! So schöne habe ich noch nie gehabt. Die gute Prinzessin würde sich gewiß über meine gut gemeinte Gabe freuen!“

Im folgenden Jahre war Marie wieder traurig, als das Louisenfest heran nahete. Sie war immer mit der Prinzessin im Gedanken beschäftigt; sie betrachtete oft das Kreuzchen und den Ring, und nicht selten fielen Thränen auf dieselben. Die Prinzessin war oft der Gegenstand ihres Gespräches mit der Mutter, und oft seufzte das gute Mädchen: „O könnte ich nur einmahl die Prinzessin wieder sehen!“

Der Schiffs-Capitän.

Eines Tages besuchte ihren Stiefvater ein Schiffs-Capitän, der mit ihm nahe verwandt war, und hielt sich zwey Tage bey ihm auf. Marie hörte, daß er eine Ladung französischer Weine einnehme, die er nach Edimburg verschiffe, wo sich damahls die Prinzessin Louise aufhielt.

Es war in den ersten Tagen des Monats August. Da bligte ein Gedanke in ihr auf. „Lieber Herr Vetter,“ sprach sie zu dem Capitän, „nehmen Sie mich nach Edimburg mit.“

„He! Nörvchen,“ entgegnete der bärtige Mann, „meinst du vielleicht, daß die Reise nach Edimburg eine kleine Spaziersfahrt ist. Wir schiffen über das weite Meer, wo oft der Sturm brauset, die schäumenden Wellen himmelhoch sich aufschürmen, und uns zu verschlingen drohen. Auf dem Meere ist nicht zu spassen, und es gehört Muth und Ausdauer zu einer Seereise, die ein so kleines Mädchen, wie du

bist, nicht hat. Unter meinen Matrosen würdest du dir auch nicht gefallen; diese sind wilde Kerle, die mit Kindern nicht scherzen und spielen.“

Durch alle Vorstellungen, die der Capitän Marien von den Beschwerlichkeiten der Seereise machte, konnte sie nicht abwendig gemacht werden, ihn fortwährend zu bitten, daß er sie nach Edimburg mitnehmen möchte.

Die Mutter errieth die Absicht dieser Reise, und als sie vernahm daß die Frau des Capitäns mit nach Edimburg und von da zurück schiffe, und leicht die Aufsicht über Marien auf der Reise führen könnte, bath sie selbst den Capitän, daß er Marien nach Edimburg, von wo er auch bald wieder zurückkehren werde, mitnehmen möchte. Er willigte nicht ohne Kopfschütteln ein.

Marie in Edimburg.

Das geringe Gepäck Mariens war bald in Ordnung, und die Hauptsache bey demselben war ein Kästchen, in welchem ein niedliches Körbchen mit rothwangigen und vollsaftigen Pflirschen sich befand.

Marie hatte wirklich keinen Begriff von einer Seereise. Als die Anker gelichtet wurden, ein frischer Wind in die Segel blies, und das Schiff in die weite See hinaus trieb, war ihr Herz ganz beklommen, und das Schaukeln des Schiffes versetzte sie in solche Angst, daß sie erblaßte, und ohnmächtig hinsank. Sie wurde von der Seekrankheit befallen, und nur durch die gütige Sorge und Pflege, mit welcher ihr die Gemahlinn des Capitäns beystand, genas sie von der Krankheit, welche sie Anfangs für tödtlich gehalten hatte, die aber mehr schmerzlich als gefährlich war.

Marie sah jetzt ein, was sie für die gute Prinzessin unternommen habe. Doch sie war sich der guten Absicht bewußt, und hoffte, daß der gütige Gott diese segnen, und sie glücklich nach Edinburg werde gelangen lassen.

Am 23. August kam sie dort glücklich an. Die Pflirsche hatten bey der Uebersahrt nichts gelitten. Am folgenden Tage ruhete Marie aus, und am kommenden Morgen kleidete sie sich so nett als möglich an, und ließ sich von der Tochter der Wirthinn, bey welcher sie eingekehret waren, nach dem Schlosse Holyrood geleiten, in welchem die königliche Familie und also auch die Prinzessin Louise wohnte.

Mit dem Körbchen voll Pflirschen, welches sie mit ihrer Schürze bedeckte, nahete sie sich dem Thorwächter, und bath ihn, daß er ihr den Theil des Schlosses zeigen möchte, in welcher die Prinzessin wohnte. Sie wagte es nicht, der Thür ihrer Gemächer sich zu nähern; denn sie besorgte zurück gewiesen zu werden. Sie schlich einige Mahle in dem Hofe des Schlosses herum, und stellte sich unter die Fenster des Zimmers, welches, wie der Thorwächter ihr gesagt hatte, die Prinzessin bewohnte. Hier hielt sie das niedliche Körbchen mit den Pflirschen etliche Mahle hoch über ihr Köpfschen empor und wünschte nichts sehnlicher, als daß sie von ihrer hochgeehrten Gönnerinn bemerkt würde.

G u t e A u f n a h m e .

Endlich hörte Marie das Fenster knarren, auf welches sie immer ihre Augen gerichtet hatte. Es schloß sich auf, und die Prinzessin Louise rief mit einer Stimme, welche die höchste Ueberraschung

ausbrückte: „Täuschen mich die Augen nicht, so sehe ich ja gar M a r i e mit dem Angebinde, welches sie mir jährlich zum Namenstage bringt? Wie bist du denn, gutes Mädchen, über das weite Meer hierher gekommen? Eile zu mir herauf. Du bist eine gute Seele, die mich auch im Unglücke nicht vergessen hat.“

M a r i e lief über die Treppe hinauf, wo die Kammerfrau der Prinzessin sie schon erwartete, um sie zu derselben zu führen, welche über das Angebinde, das M a r i e als den Beweis ihrer fortdauernden Liebe und Dankbarkeit darbrachte, bis zu Thränen gerührt war. Sie stellte hundert Fragen an das Mädchen, wie sie hierher gekommen sey, und über alle Zufälle auf der Reise, welche M a r i e mit ungezwungener Offenherzigkeit beantwortete. Insbesondere erkundigte sich die Prinzessin um ihre Waisen im Dorfe, für welche sie, als sie noch in Frankreich war, so wohlthätig gesorgt hatte.

„In der Entfernung von meinem lieben Vaterlande,“ sagte sie mit Thränen im Auge, „schmerzt es mich am meisten, daß mir jetzt die Mittel und Gelegenheit fehlen, für diese armen Kinder hinsfür zu sorgen.“

Sie fragte dann M a r i e, wie lange sie in E d i m b u r g verweilen werde? M a r i e antwortete, daß sie nach vier Tagen mit dem Schiffs-Capitane wieder nach Frankreich zurückkehren werde. Die Prinzessin unterhielt sich lange mit M a r i e, und nahm ihr das Versprechen ab, daß sie vor ihrer Abreise gewiß noch einmahl nach Holywood zu ihr zum Besuche kommen werde.

S c h ö n e r P l a n .

Die Prinzessin hatte einen Plan entworfen, den sie ihrer Erzieherinn mittheilte, und der von derselben ganz gebilliget wurde.

Während des kurzen Aufenthaltes Mariens in Edimburg wollte sie einen vollständigen Anzug von schottischer Leinwand für dieselbe verfertigen, und ihr denselben zum Andenken mitgeben. Aber zugleich wollte sie auch den armen Waisen, die früher ihrem Schutze anvertraut waren, nützlich werden. Sie hatte im Sinne, ein Kleid von Seidenstoff, das für sie bestimmt, aber noch nicht ganz fertig war, denselben zu widmen. Da aber die Zeit von vier Tagen für so viele Arbeit zu kurz war, so bath sie ihre Erzieherinn und ihre Dienerinnen, daß sie ihr bey derselben helfen möchten. Doch nahm sie sich vor, das seidene Kleid, so viel möglich, allein zu nähen.

Es wurde rasch ans Werk geschritten. Die Prinzessin hatte nie fleißiger als an diesen Tagen gearbeitet, und bis in die späte Nacht hinein genäht. Ihre Arbeit war sehr schön, und lange vor Mariens letztem Besuche vollendet. Das Kleid für Marien, welchem die Prinzessin eine von ihr selbst genähte Schürze befügte, war auch zur rechten Zeit bereit.

B e s c h l u ß .

Mari e kam, um Abschied von der Prinzessin zu nehmen. Die Prinzessin empfing sie sehr freundlich, übergab ihr das Kleid und die Schürze, und sagte ihr, daß sie, wenn sie das Kleid anzöge, sich immer ihrer erinnern möchte.

Sie übergab ihr dann auch das seidene Kleid, und sagte: „Dieses Kleid, welches ich mit eigener Hand fertigget habe, übergib bey deiner Zurückkunft der Gräfinn N., und bitte sie in meinem Nahmen, daß sie es durch die Lotterie ausspielen, und die eingegangenen Beträge für die armen Waisen im Dorfe verwenden möchte. Wenn sie es verbreitet, daß ich jeden Nadelstich an dem Kleide selbst gemacht, und halbe Nächte bey Fertigung desselben zugebracht habe, so wird sie gewiß viele Abnehmer der Bilette finden.“

„Sag ihr,“ fuhr die Prinzessin fort, und eine Thräne trat ihr ins Auge, „daß mir jetzt die Mittel mangeln, ein Mehreres für meine Schützlinge zu thun.“ Sie umarmte dann Marien herzlich, und nahm rührenden Abschied von dem guten Mädchen.

Maria reisete nach Hause zurück, that, wie ihr die Prinzessin befohlen hatte, und die Auspielung des seidenen Kleides brachte so viel ein, daß die Waisen eine sehr namhafte Geldunterstützung erhielten.

Tren bis in den Tod.

„Durch manche Unannehmlichkeiten des Lebens verdüstert,“ so erzählt ein glaubwürdiger Mann, „ging ich auf den Friedhof, wo manche meiner Freunde und Bekannten ruheten, und wandelte zwischen ihren Gräbern, über die Vergänglichkeit des Irdischen, über Tod und Auferstehung sinnend, herum, als ich hinter mir ein Geräusch vernahm.

Da ich vermuthete, daß ein Leichenzug sich näherte, wendete ich mich um. Ich sah aber nur die zwey Todtengräber, welche einen Sarg, aus schlechten Brettern verfertigt, nach einem offenen Grabe trugen, und schloß daraus, daß ein Armer zur Erde bestattet werde. Kein Verwandter, kein theilnehmender Freund begleitete den Sarg, nur ein abgemagerter, zottiger Hund folgte demselben mit traurigen Blicken und gesenktem Schweife zum Grabe.

Als man den Sarg in dasselbe senkte, wollte der Hund hinabspringen, um mit seinem Herrn zugleich verscharrt zu werden. Da ihn die Todtengräber aber unsanft hinweg zogen, und hartherzig das Grab-scheit gegen ihn aufhoben, fing er jämmerlich zu heulen an.

Die Klage töne des Hundes ergriffen mich im Innersten, und Thränen traten mir in die Augen. „Hat der verbliehene Arme,“ sagte ich bey mir selbst, „keinen Freund gefunden, der ihn zum Grabe be-

gleitet, als den Hund, so will ich ihm diese letzte Ehre erweisen.“ Ich blieb bey dem Grabe stehen, bis der Sarg verscharrt war. Der Hund hatte seine Augen immer auf das Grab gerichtet, und legte sich, als die Todtengräber sich von demselben entfernt hatten, auf dasselbe.

Der Hund hatte meine Zuneigung gewonnen; ich wollte ihn mit mir nehmen, und lockte ihn an mich. Er folgte mir nicht; er wollte die treue Anhänglichkeit, welche er seinem Herrn bisher erwiesen hatte, auch noch über das Grab ausdehnen. Da es schon dunkel geworden war, kehrte ich nach Hause zurück, und fragte im Fortgehen die Todtengräber, wen sie zur Erde bestattet hätten?

„Einen blinden Bettler,“ antworteten sie mir. Ich hatte ihn mehrmahls an einer Straßenecke sitzen gesehen. So lange er lebte, war dieser Hund sein Führer und sein Begleiter. Als treuer Freund hatte er alle Leiden und Freuden mit ihm getheilt, und er wollte ihn auch im Grabe nicht verlassen.

Am folgenden Tage begab ich mich wieder auf den Friedhof zur Ruhestätte des Blinden. Kein ärmliches Kreuz, kein Rosmarin, und keine Blume bezeichnet sein Grab. Aber der treue Hund lag auf demselben. Ich wollte ihn wieder mit mir fortführen; aber er konnte sich von dem Grabe seines geliebten Herrn nicht trennen. Er warf nur einen traurigen Blick auf mich, welcher anzeigte, was er litt, und senkte wieder seinen Kopf auf das Grab. Als ich am dritten Tage das Grab besuchte, lag der treue Hund todt auf demselben.

Die Rückkehr des Bruders.

Hermann und Otto waren schon mit Sonnenaufgange auf der Aussicht im Garten. Sie erwarteten ihren Bruder Heinrich, der aus der Hauptstadt kommen sollte. Er hatte das Schuljahr in einer Erziehungsanstalt zugebracht, sich mit angestrengtem Fleiße auf die Lehrgegenstände verwendet, und dem Vater war von dem Vorsteher der Erziehungsanstalt die erfreuliche Nachricht zugekommen, daß Heinrich nicht nur bey der Prüfung ausgezeichnete Beweise seines guten Fortganges gegeben, sondern auch durch sein sittliches Betragen während des ganzen Schuljahres sich bey seinen Vorgesetzten empfohlen habe.

Der Vorsteher der Erziehungsanstalt rühmte zugleich Heinrichs anständiges und gefälliges Benehmen gegen die andern Böglinge, und führte einen Zug seiner Herzensgüte an, welcher verdient, hier erzählt zu werden.

Unfall mit dem Spiegel.

Ein Bedienter in der Anstalt, der sich seit Jahren durch Eifer und Genauigkeit in seinen Verrichtungen immer empfohlen hatte, und auf dessen Ehrlichkeit man bauen konnte, wurde gegen Abend

von dem Vorsteher beauftragt, einen Wandspiegel von dem Vergolder zu hohlen, der einen neuen Rahmen um denselben zu besorgen hatte.

Der Bediente hatte sich den ganzen Tag, weil alle Gemächer gereinigt wurden, sehr abgemühet, und kehrte auf dem Wege in einer Schenke ein, um sich mit einem Glase Wein zu laben. Er hatte dort gute Gesellschaft gefunden, sich länger, als er sollte, verweilet, und bey dem Weine des Guten zu viel gethan.

Er wollte mit dem Spiegel nach Hause eilen; der Weingeist war ihm in den Kopf gestiegen; er sah nicht vor sich, stieß mit dem Spiegel an einem schnell vorübereilenden Lastträger an, strauchelte, fiel, und der Spiegel lag in Scherben da.

Der arme Bediente war wie zernichtet; er verwünschte jeden Tropfen Wein, den er genossen, und wußte sich nicht zu helfen. In seiner Noth lief er mit dem Rahmen zu dem Vergolder hin, und bath ihn um Rath.

Dieser sah, daß der Rahmen nicht verletzt war, und meinte, wenn der Bediente bis an den folgenden Tag einen Theil der Kosten aufbringen könnte, und den Rest theilweise in der Folge abtragen würde, so könne er ihm einen neuen Spiegel in den Rahmen besorgen.

Zu dieser Gefälligkeit war der Vergolder durch die ängstliche Besorgniß und die dringliche Bitte des Bedienten bewogen worden, der laut jammerte, daß er um seinem Dienst kommen, wenn sein Herr den Unfall erführe, und daß er wenigstens alles Zutrauen bey demselben verlieren würde, wenn er auch den Schaden nach und nach ersetzen könnte. Es war ihm daher alles daran gelegen, daß er am fol-

genden Tage den Spiegel seinem Herrn überbringen könne, und ihm der ganze Vorfall verborgen bleibe.

Liebevolle Theilnahme.

Der Schrecken hatte den Bedienten ganz nüchtern gemacht; er schlich nach Hause, und gab bey seinem Herrn vor, daß der Rahmen an dem Spiegel noch nicht fertig sey, und erst am folgenden Tage früh abgehohlt werden könne.

Der Bediente war aber ganz verstört, und der Vorsteher hätte leicht an dessen Mienen die große Verlegenheit entnehmen können, wenn er nicht zur Zeit, als ihm der Bediente die Nachricht brachte, zu sehr beschäftigt gewesen wäre, und ihn, ohne ihm ins Gesicht zu sehen, mit einem Kopfnicken abgefertiget hätte.

Aber Heinrich, der diesem Bedienten von jeher sehr gewogen war, wurde dessen Bangigkeit gewahr, und fragte ihn um die Ursache. Der Bediente, welcher Heinrichs Verschwiegenheit und dessen gutes Herz kannte, erzählte ihm mit Thränen im Auge den Unfall, und bath, ihm zu rathen, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen solle; da er gar nicht wisse, wie er den geforderten Betrag schon morgen bey dem Vergolder erlegen könne.

Heinrich tröstete ihn, und sann lange nach, wie dem geängstigten Manne zu helfen sey. Endlich, nachdem er sich lange die Stirn gerieben hatte, sagte er:

„Ich habe mein ganzes Taschengeld, das ich vor einigen Tagen von dem Vater erhalten habe, beysammen. Dieses reicht zwar zur Darangabe auf den Spiegel nicht hin. Aber ich werde unter den Bög-

lingen, welche Spargeld haben, und schweigen können, sammeln, und wir werden eine hübsche Summe zusammenbringen. Was daran noch fehlt, wird mir mein Oheim in der Stadt, dem ich heute noch schreiben werde, vorstrecken, und ich verbürge mich für das Darlehen; ich lasse es mir theilweise von meinem monatlichen Taschengelde, welches ich zu empfangen habe, abziehen. Euch wird geholfen, guter Andreas, ängstiget euch nicht ferner.“

Hülfe und Dankbarkeit.

Der Bediente wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Er wollte dem guten Heinrich die Hände küssen; dieser aber ging sogleich ans Werk, und was er erdacht hatte, wurde in der kürzesten Zeit glücklich ausgeführt. Die Böglinge legten auf Heinrich's liebevolle Zusprache so bedeutende Beträge zusammen, daß der Oheim auf Heinrich's Brief, aus welchem seine Herzensgüte in jeder Zeile hervorleuchtete, nur einen unbedeutenden Betrag beizulegen hatte, um den Spiegel auf einmahl ganz zu bezahlen.

Der Bediente überbrachte denselben am Vormittage des folgenden Tages dem Vorsteher der Erziehungsanstalt, ohne daß dieser nur etwas von dem vermuthete, was am Abende vorher geschehen war.

Das ganze Geheimniß blieb verschwiegen; Heinrich ließ sich die Entbehrungen gefallen, die er wegen des fehlenden Taschengeldes und der noch zu bezahlenden Schuld sich auferlegen mußte, und er nahm von dem Bedienten nichts an, der monatlich von seinem ausgezahlten Gehalte an der Schuld etwas abtragen wollte. Viel konnte

er nicht leisten, weil er einen alten, durch den Schlagfluß gelähmten, Vater unterstützen mußte.

Mit dankbarer Seele hing der Bediente an Heinrich und an den andern Böglingen, welche ihn so menschenfreundlich unterstützt hatten, und suchte ihnen durch zuvorkommende Dienstfertigkeit seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Die Wohlthat, die er an denselben abzutragen hatte, lag dem dankbaren Menschen schwer auf dem Herzen.

Die schöne Handlung wird bekannt.

Die Zeit der Prüfung nähete heran, und jeder Bögling wurde nach seinen Kenntnissen und seinem sittlichen Betragen classificirt. Als der Vorsteher der Erziehungsanstalt und die Lehrer mit dieser wichtigen Angelegenheit beschäftigt waren, und der Bediente in das Zimmer wegen eines Geschäftes gerufen wurde, hörte er den Namen Heinrich von Felsenheim wiederhohlen, und konnte daraus schließen, daß über ihn jetzt das Fortgangs- und Sittengericht gehalten wurde.

Da überwältigte ihn der Drang des Herzens, und er sprach: „Heinrich von Felsenheim? Ich bitte, mir meine Dreistigkeit zu vergeben; wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über. Ich kann nicht mehr schweigen; es liegt mir zu schwer auf dem Herzen.“

„Heinrich von Felsenheim ist der beste und vortrefflichste Bögling in der Anstalt. Er ist vor Ihren Augen immer fleißig und gutgesittet; aber was er in Geheim ohne Anspruch auf Lob oder Lohn gethan hat, ist noch lobenswerther. Ich muß es sagen, wenn es mir auch einen Verweis oder eine noch empfindlichere Strafe zuziehen sollte.“

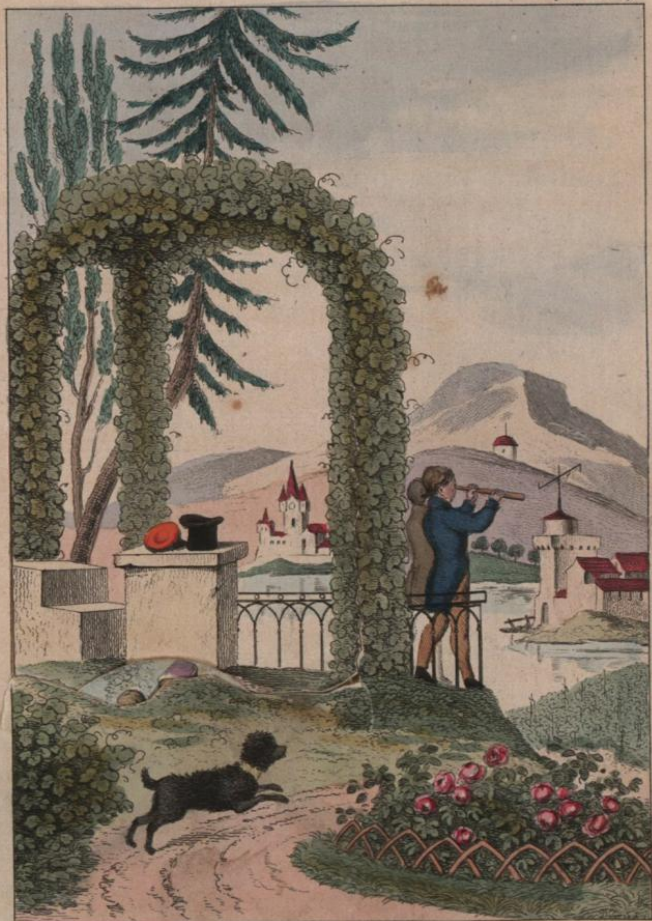
Der Bediente erzählte nun den ganzen Vorfall mit dem Spiegel. Der Vorsteher und alle Lehrer würdigten Heinrichs schöne Handlung, und beschloßen, sie vor allen Zöglingen bekannt zu machen, und auch jene beyfällig zu nennen, welche zum Schadenersatz von ihrem Taschengelde beygetragen hatten. Auch Heinrichs Vater erhielt belobende Nachricht von der schönen Handlung des guten Sohnes.

Deswegen erwartete Herr von Felsenheim und seine Gattinn mit ihren Kindern sehr sehnsuchtsvoll die Ankunft des Sohnes, dem sie sehr angenehme Ferien bereiteten.

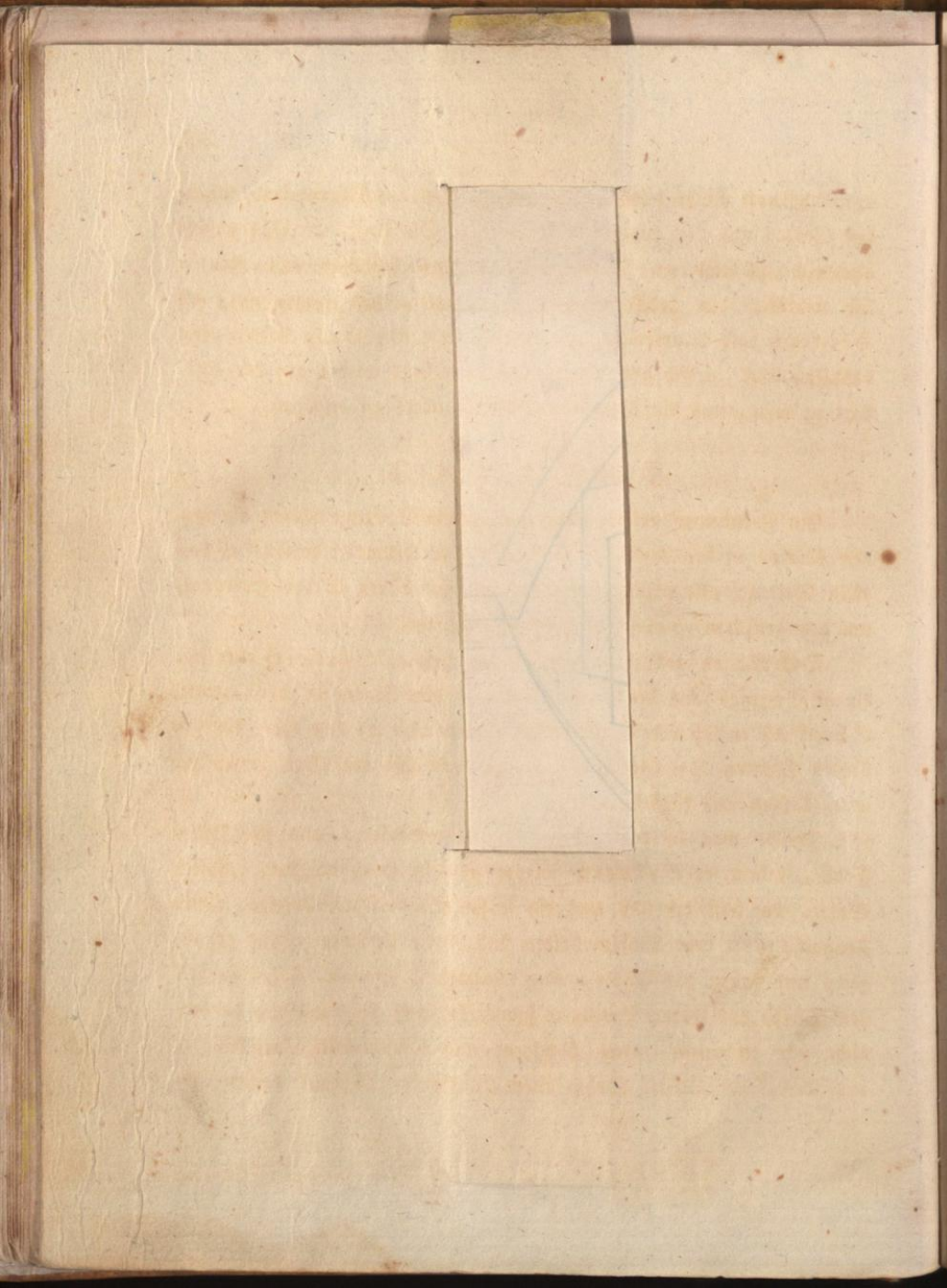
Das Frühstück in der Laube.

Stundenlang standen Otto und Hermann mit dem Fernrohre in der Hand auf dem erhabenen Platze im Garten, und sahen auf die Landstraße hin, welche sich von der Hauptstadt nach dem Landgute des Herrn von Felsenheim zog. Jede in der Entfernung aufsteigende Staubwolke machte ihnen Hoffnung, daß die Kutsche, welche Heinrich, den geliebten und sehnlich erwarteten Bruder, bringen sollte, dieselbe erregt habe; aber wie sie von dem Winde zerstreuet wurde, schwand auch ihre Hoffnung, und in gleichem Grade stieg ihre Sehnsucht.

Indessen hatten sich an diesem schönen Morgen der Vater, die Mutter, Rosa und die kleine Emilie in der Laube, von welcher sie eine weit ausgebreitete Fernsicht hatten, versammelt. Sie waren nahe an den beyden Brüdern, welche kein Auge von der Landstraße abwendeten, um sogleich die Annäherung des geliebten Heinrich zu melden.



Die Rückkehr des Bruders.



Auf dem Tische dampfte der Kaffee, den die Mutter dem geliebten Garten und den guten Kindern reichte. Die kleine Emilie wollte auch nicht zurückbleiben; die Wärterinn hatte sie herbeigebbracht; freundlich liebkosete das holdselige Kind den Vater, und fragte ihn, ob Heinrich bald kommen werde. Hermann und Otto hatten eilig das Frühstück zu sich genommen, um nur bald wieder auf der Aussicht zu seyn, und die Annäherung des Bruders zu erspähen.

B e s c h l u ß.

Ein Freudenruf erscholl, und mit einem Sprunge waren die beyden Knaben in der Laube. „Er kommt, er kommt!“ ertönte es von allen Seiten; alle verließen die Laube, und eilten in den Hofraum, um den geliebten Heinrich hier zu erwarten.

Der Wagen rollte durch das Thor herein. Heinrich war mit einem Sprunge aus demselben, und lag dem Vater in den Armen. Schnell riß er sich von demselben los, und eilte an das Herz der geliebten Mutter. Die Geschwister umschlangen ihn mit ihren zarten Armen, küßten und liebkoseten ihn.

Freude war in dem ganzen Hause verbreitet, und der Vater sprach, indem er Heinrich wieder an sein Herz drückte: „Guter Sohn, du hast dir und uns ein frohes Wiedersehen bereitet. Gute Zeugnisse über dein Wohlverhalten sind deiner Ankunft voraus gegangen, und haben das Vater- und Mutterherz erfreuet. Fahre in deinem Fleiße und guten Betragen immer so fort; du wirst dich dadurch nicht nur zu einem guten Menschen und brauchbaren Staatsbürger ausbilden, als ältester Sohn durch dein gutes Beyspiel deinen Ge-

schwiftern vorleuchten, sondern auch der Trost und die Freude deiner Ältern seyn.

Heinrich küßte voll Rührung die Hand, und alle freueten sich der Anwesenheit des guten und geliebten Bruders.

Die Waife.

Herr Szimaloo, ein Kaufmann aus Eperies in Ungarn, litt im vorrückenden Alter an körperlicher Schwäche, die er sich durch übermäßige Anstrengungen in den früheren Jahren zugezogen hatte. Die Ärzte riethen ihm das Bad von Gastein an. Auf der Reise in dieses Heilbad verweilte er einige Tage in Salzburg, um sich von derselben zu erhohlen.

Er besuchte die Sehenswürdigkeiten und die schönen Umgebungen dieser Stadt, und verweilte länger in den an den Kirchen gelegenen Friedhöfen, die ihn in seiner düsteren Stimmung besonders angezogen.

Jede angesehenere Familie der Stadt, die als ehemahlige Residenz eines regierenden Fürstbischofes, der einen prächtigen Hofstaat hielt, sehr bevölkert und blühend war, hat in denselben ihre Ruhestätte, welche mit Sinnbildern des Todes, der Auferstehung und Unsterblichkeit, mit blühenden Gesträuchen und mit Blumen verziert ist. Hier ruhen neben einander die Glieder und Sprossen einer Familie, die seit Jahrhunderten der unerbittliche Tod aus dem Kreise ihrer Lieben gewaltsam gerissen, und dem Grabe zugeführt hatte.

Damit wie ihr Andenken, so auch ihre Gesichtszüge bey den Über-

lebenden und Nachkommen nicht verloren gehen, sind über vielen Gräbern die Porträte der Vorstorbenen in niedlichen Rundgemälden aufgestellt, und mancher Sohn und manche Tochter lernt in denselben den Großvater, die Großmutter, den Ahnherrn und die Ahnfrau kennen, die vor fünfzig und hundert Jahren verstorben sind.

Hierher wandern, wenn noch der Morgenthau auf den Blüten und Blumen, mit welchen die Grabeshügel geziert sind, von der aufgehenden Sonne beschienen, im Silberglanze schimmert, und am Abende, wenn die Sonne hinter den hohen Gebirgen hinabsinkt, und scheidend die felsigen Gipfel derselben vergoldet, die Kinder zu dem Grabe ihrer Ältern, die Gattinn zu jenem des zu früh verstorbenen, heißgeliebten Gatten, der Arme zu dem Grabe des Wohlthäters, und der treue Diensthöthe zu jenem seines Herren oder seiner Herrinn; sie erinnern sich alles des Guten, was sie von denselben, so lange sie lebten, genossen, weihen ihnen eine Thräne der Dankbarkeit, beten für ihr Seelenheil, und besprengen den Grabeshügel mit geweihtem Wasser zum Zeichen, daß Gott die Seele der in demselben ruhenden Lieben und Getreuen, nachdem sie von allen Schlacken des irdischen Lebens gereinigt sind, zu sich in den Wohnort der Seligen aufnehmen, und ihnen alles das Gute reichlich lohnen wolle, dessen sich die dankbaren Hinterlassenen bey deren Lebenszeit zu erfreuen hatten.

E i n e B e t h e r i n n.

Eines Abends verweilte Herr Szimalso, indem er von einer Grabesstätte in tiefen Betrachtungen zur andern ging, und die kunstreichen Sinnbilder und bedeutungsvollen Inschriften näher besah, so

lange auf dem Friedhose von St. Peter, bis sich die Dämmerung über denselben verbreitete. Das Glockenspiel, welches über den prachtvollen Dom zu ihm in die Einsamkeit herüber tönte, erhöhte noch die Wehmuth, die ihn bey der Wanderung zwischen den Gräbern ergriffen hatte.

Als er sich schon aus dem Friedhose entfernen wollte, sah er in dem entgegen gesetzten Winkel eine weiße Gestalt, und vernahm Seufzen und Klageröne. Er wendete sich gegen diese Seite hin, machte einige Schritte vorwärts, und sah ein Mädchen im weißen Kleide mit lockigem Haare, das sich bey einem einfachen Grabeshügel auf die Knie hingeworfen hatte, und mit gefalteten Händen, und mit gegen Himmel erhobenen Augen bethete.

Nachdem Herr Szimaloo in größter Stille die Bethende einige Zeit aufmerksam beobachtet hatte, nahm sie aus ihrem Beutel Blumen, bestreute unter Weinen und Schluchzen mit denselben das Grab, und sagte: „O meine liebe Mutter, meine Wohlthäterinn! sieh vom Himmel herab auf deine Itha, und gieße deinen Segen über die arme Waise aus. Mit dir ist all meine Freude und all mein Lebensglück zu Grabe gegangen! Bitte im Wohnorte der Seligen bey Gott für mich, daß er mich in seinen allmächtigen Schutz nehme, weil ich von aller Welt verlassen bin!“

Z w e y g e s p r ä c h.

Als das Mädchen sich erhob, um sich von dem Grabe zu entfernen, trat ihr Herr Szimaloo entgegen, daß sie ihm begegnen mußte, und sprach sie in einem Tone, der Theilnahme verrieth an.

„Brave Tochter,“ sagte er, „was ich von Ihnen gesehen, hat mich mit Achtung gegen Sie erfüllt. Vergeben Sie mir, daß ich Sie in den Äußerungen Ihrer kindlichen Liebe und Dankbarkeit belauschte. Ich war Vater, und weiß das fromme Herz guter Kinder zu schätzen. Sie betrauern gewiß eine zu früh verstorbene Mutter.“

Itha. O ja, eine gute Mutter, mit der ich alles, was mir auf der Erde lieb war, verloren habe.

Simaloo. Vergeben Sie mir, es ist nicht Neugierde, es ist wahrme Theilnahme an Ihrem Schicksale, wenn ich mich näher um Ihre Umstände erkundige. Darf ich Sie fragen, ohne daß Sie mich einer Unbescheidenheit beschuldigen, wer Sie sind, und wer Ihre Mutter war?

Itha. Sie sind mir fremd, mein Herr, und gegen Unbekannte muß ein junges Mädchen immer auf der Huth seyn.

Simaloo. Sehen Sie mich an, und blicken Sie mir ins Auge, das von Thränen des Mitleids naß ist; erwägen Sie mein vorgerücktes Alter, und geben Sie dem Mißtrauen keinen Raum. Vielleicht kann ich zur Erleichterung Ihres Schmerzens etwas beytragen, vielleicht Ihnen auf andere Art helfen.

Itha. Guter Gott, wenn jene noch lebete, die ich Tag und Nacht beweine, so würde es mir an nichts ermangeln. Gott hat sie zu sich gerufen, und jetzt fesselt mich nichts mehr an das Leben. Könnte ich arme Waise nur bey ihr seyn! Gott hat sie gewiß in den Himmel aufgenommen; denn sie war eine überaus gute und fromme Frau.

Itha brach in lautes Weinen und Schluchzen aus.

Simaloo. Beruhigen Sie sich, gutes Kind. Was Gott verfügt, das müssen wir mit Ergebung annehmen. Ich ehre Ihren

Schmerz; aber jeder Schmerz wird geringer, und ist leichter zu ertragen, wenn man ihn einem theilnehmenden Freunde mittheilt. Fassen Sie Zutrauen zu mir; vielleicht kann ich zur Linderung desselben etwas beytragen.

It ha (einige Schritte zum Grabe zurücktretend). Mein Herr, bey dem Grabe meiner unvergesslichen Mutter, die meine Liebe und Freude war, so lange sie lebte, und die mich gewiß noch jetzt vom Himmel herab beschützt, bitte ich Sie, scherzen Sie nicht mit dem Schmerze einer unglücklichen Tochter, die, von Allen verlassen, allein in der Welt steht. Gott sieht in unser Herz. Ihr Alter und Ihre Theilnahme stößen mir Zutrauen ein. Nun so hören Sie meine Geschichte, sie ist kurz, aber sehr traurig.

Die Erzählung wird unterbrochen.

„Ich habe meine Aeltern nie gekannt. Was ich Ihnen hier erzähle, sagte mir meine liebe Pflegemutter, die in diesem Grabe ruht. Im Jahre 1800 war unsere Stadt, die damahls noch einen geistlichen souveränen Fürsten zum Regenten hatte, mit österreichisch-kaiserlichen Truppen überfüllt. Die blutige Schlacht bey Hohenlinden wurde im Herbst dieses Jahres geschlagen, die Oesterreicher mußten weichen; ein Theil derselben zog sich über Salzburg zurück, und noch im Parke des Lustschlosses Kleßheim wurde blutig gefochten. Die Franzosen drangen unaufhaltsam bis nach Salzburg vor, und alles flüchtete sich, was zur kaiserlich-österreichischen Armee gehörte.“

Hier wurde die Erzählung durch einen Platzregen unterbrochen, der in Strömen fiel.

„Wir müssen nach Hause eilen,“ sagte Itha zu Herrn Szimaloo, „sonst werden wir bis auf die Haut naß.“

„Darf ich die Ehre haben, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten?“ fragte Herr Szimaloo.

Itha. Ich habe kein Mißtrauen gegen Sie; aber Ihre Begleitung muß ich ablehnen.

Herr Szimaloo. So darf ich Sie wenigstens um Ihre Adresse bitten?

Itha. Sie haben sie nicht nöthig. Hier bey der Grabesstätte meiner Pflegemutter finden Sie mich alle Tage.

Herr Szimaloo. Erlauben Sie, daß ich Sie hier wieder aufsuche?

Itha. Wie sollte ich es Ihnen wehren, da Sie, wie Sie sagen, nur gute Absichten mit mir haben.

Bey diesen Worten eilte sie schnell im dichten Regen davon, und Herr Szimaloo suchte seine Wohnung im Gasthose zum Schiß schnell zu gewinnen.

Das Gebethbuch.

Itha hatte Herrn Szimaloo mehr Theilnahme und Zuneigung eingefloßt, als er sich selbst erklären konnte, und er beschäftigte sich im Gedanken lange mit ihr. Er glaubte in ihrem Gesichte bekannte Züge zu finden, die er sich nicht enträthseln konnte.

Er war neugierig, ihre Geschichte vollständig zu erfahren, und fand sich bey Sonnenuntergange am folgenden Abende auf dem Friedhose ein. Er sah Itha wieder bey dem Grabe ihrer Pflegemutter knieen.

Er blieb in einiger Entfernung hinter einem Grabmahle stehen, um ungesehen sie zu beobachten. Sie hielt mit beyden Händen ein an den Deckeln mit Silber verziertes Gebethbuch, und las aus demselben. Dann legte sie es auf das Grab, zog ein Medaillon, welches sie an einer aus Haaren geflochtenen Schnur um den Hals trug, hervor, betrachtete, küßte und benetzte es mit ihren Thränen.

Herr Szimaloo näherte sich leise, um Itha in ihrem Gebethe nicht zu stören. Doch wurde sie durch das Geräusch aufmerksam gemacht, und sah sich um. Als sie Herrn Szimaloo gewahr wurde, verbarg sie das Medaillon, und grüßte ihn freundlich, indem sie sagte: „O Sie erinnern sich doch noch einer Unglücklichen, und suchen Sie auf.“

Herr Szimaloo. Mich freuet es, Sie wieder hier zu finden, und ich muß Ihnen gestehen, daß die gestrige kurze Unterredung mich so ergriffen hat, daß ich mich sehne, Ihre ganze Geschichte zu erfahren, um Ihnen nützlich zu werden. Nur in dieser Absicht bin ich hierher gekommen; dieses können Sie mir auf mein Wort glauben.

Hey diesen Worten hatte Herr Szimaloo immer das Gebethbuch im Auge. Er bath Itha, daß er es näher besehen dürfe, und wie er es öffnete, las er dem Titelblatte gegenüber auf dem ersten Blatte die Worte: „Emmerich seiner lieben Itha zum Brautgeschenke.“

„Diese Schriftzüge sind mir bekannt,“ sagte Herr Szimaloo betroffen. „Sollten sie die Handschrift —“ Von wem haben Sie dieses Gebethbuch? „fragte er mit sichtbarer Bewegung.

Itha. Meine Wohlthäterinn, die hier im Grabe ruht, sagte mir, daß es meiner Mutter gehört habe.

Herr Szimaloo (bewegt). Ihrer leiblichen Mutter?

Ith a. Ja wohl. Leider habe ich Sie nie gekannt; denn sie starb bald nach meiner Geburt.

Herr Szimaloo. Wer hat es Ihnen aber gegeben?

Ith a. Meine Pflegemutter hat es mir als ein theures Andenken von meiner leiblichen Mutter eingehändiget, als ich zur ersten Weicht ging, und sie trug mir auf, es immer in Ehren zu halten.

Herr Szimaloo. Sie machen mich immer neugieriger, Ihre Lebensumstände zu erfahren. Ich bitte sie dringend, in der Erzählung, die Sie gestern abgebrochen haben, weiter fortzufahren. Mich drängt es, nähere Auskunft über Ihre Aeltern zu erfahren.

Ith a. Ich will mich so kurz fassen, als es möglich ist.

Die Pflegemutter.

„Meine Pflegemutter war die Witwe eines Lieutenants, der in den Diensten des Erzbischofes stand, als dieser noch souveräner Herr war. Sie war eine herzengute, verständige und auch sehr entschlossene Frau.

Sie bezog einen sehr kleinen Witwengehalt; suchte durch Näh- und Stickerarbeiten ihren Erwerb zu erweitern, und vermietete auch zwey Zimmer ihrer Wohnung an Fremde.

Während die österreichisch-kaiserliche Armee in Salzburg und in den Umgebungen lag, wohnten in diesen beyden Zimmern kaiserliche Officiere. Dieselben besuchte oft ein Husaren-Lieutenant mit seiner Frau, welche er im deutschen Reiche, die Pflegemutter konnte mir nicht sagen wo, während er dort gelegen, geheirathet hatte, und die ihm auf allen Heereszügen folgte. Beyde gewannen meine Pflegemutter besonders lieb, und schenkten ihr volles Zutrauen.

Als die Schlacht bey Hohenlinden für die kaiserliche Armee verloren ging, erhielten die Truppen, welche in und um Salzburg lagen, Befehl zum schnellsten Aufbruche. Der Husaren - Lieutenant ritt bey dem Hause meiner Pflegemutter vorüber; er sah sie am Fenster, sprang vom Pferde, eilte zu ihr, und sagte in größter Bestürzung: „Ich bin in Verzweiflung. Meine Gattinn hat in dieser Stunde einem Mädchen das Leben gegeben, und sie ist dem Tode nahe. Meine Pflicht ruft mich; ich kann nicht zurückbleiben. Erbarmen Sie sich meiner Frau und meines Kindes; ich kann ihnen in Feindesgefahr keine Hülfe leisten, und ich habe sie an Sie gewiesen, weil ich Ihr engelgutes Herz kenne.“

Er wollte noch Mehreres sprechen; aber ein Kamerad kam, und riß ihn mit Gewalt fort.

Schon am folgenden Tage rückten die Franzosen in die Stadt, und plünderten, wo etwas zu finden war. Meine Pflegemutter, welche der französischen Sprache kundig war, und sich den Plünderern als eine Officiers - Witwe vorstellte, wurde verschont, indem ihre Bitten das Herz eines ehrliebenden Sergenten (Feldwebels) trafen, der sie in Schutz nahm, und seinen Leuten zusprach, daß sie sich an den Habe einer armen Officiers - Witwe nicht vergreifen sollten.

E i n W i k e l k i n d .

Mehere Tage flossen in Unruhe und Angst unter dem Lärmen der durchziehenden Feinde dahin, und jedermann verbarg sich in seinem Hause, dessen Thore er verschloß.

Als es in der Stadt etwas ruhiger geworden, und die Ordnung, wieder hergestellt worden war, kam die Frau eines gemeinen Husa-

ren, die sehr wenig deutsch sprach, in die Wohnung meiner Pflegemutter, brachte ein Wickelkind mit einem kleinen Zettel, dem Gebethbuche, dem Medaillon, das ich hier an der Haarschnur trage, einem Beutel Geld und einigem Leinenzeuge, und sagte der alten Magd, welche bey meiner Pflegemutter schon viele Jahre diente, daß sie von dem Husaren-Lieutenanten den Auftrag habe, das Wickelkind mit allen diesen Sachen hier abzugeben, und daß er die Officiers-Witwe bitten lasse, sich dieses armen Würmchens um Gottes willen zu erbarmen, und daß er für dieses Werk der Barmherzigkeit sehr dankbar seyn werde.

Das Weib entfernte sich schnell, als sie das Kind mit den übrigen Sachen abgegeben hatte. Dieses Kind war ich.

Auf dem Zettel stand, daß ich getauft worden, und den Namen *I t h a* in der Taufe erhalten habe.

Meine Pflegemutter, welche abwesend war, als das Kind der alten Magd übergeben wurde, war betroffen über dasselbe, das man ihr, ohne sie zu fragen, aufgebürdet hatte, und sie war einige Zeit unentschlossen, ob sie es behalten, oder in das Findelhaus abgeben sollte. Die gute Frau zweifelte nicht, daß jener Husaren-Lieutenant, der ihr Mitleid für seine Frau und sein Kind schon früher angesprochen, ihr dasselbe zugeschiedt habe.

Im Gefühle des Mitleids betrachtete sie das arme, verlassene Kind; es schien sie anzulächeln; es brach ihr das Herz; Thränen entfielen ihren Augen; sie ergriff das Kind, küßte es und sagte: „Armes Würmchen, ich will deine Mutter seyn, und mir Gottes Segen durch die Pflege verdienen, die ich dir leisten werde.“

Der Husaren-Officier und seine Gattinn.

In dem Hause, in welchem meine Pflegemutter wohnte, war eine Tagelöhnerinn, welcher ihr Säugling des Tages zuvor gestorben war. Diese übernahm mich, und säugte mich durch ein halbes Jahr gegen eine mäßige Bezahlung. Die übrige Pflege besorgte die Pflegemutter bey Tag und Nacht, und meine leibliche Mutter hätte nicht mehr für mich thun können.

Dieser guten Frau habe ich meine Erhaltung und alles, was ich bin und habe, zu verdanken, und der gute Gott wolle ihr, was sie an mir gethan, in dem Himmel lohnen. Sie suchte vor allem Andern genaue Kunde über meine Mutter und den Husaren-Lieutenant einzuziehen; sie zweifelte nicht, daß er mein Vater sey; die in das Gebethbuch geschriebenen Worte bestätigten es ihr.

Durch viele Umtriebe erfuhr sie, daß meine Mutter, als sie schon mit dem Tode rang, ihrem Gatten, dem mit dem Heere sich eilig zurückziehenden Husaren-Lieutenant gefolgt, auf der Flucht in einer einsamen Bauernhütte gestorben sey, und daß der Husaren-Lieutenant durch ein Soldatenweib das Kind nach Salzburg zu meiner Pflegemutter geschickt habe. Später erfuhr sie durch kaiserlich-österreichische Kriegsgefangene, welche von den Franzosen durch Salzburg geführt wurden, daß der Husaren-Lieutenant in einem Gefechte schwer verwundet worden, und vermuthlich in einem französischen Spital gestorben sey.

Meine Pflegemutter, welche in allen ihrer Unternehmungen sehr vorsichtig war, zeigte alles, was sich mit mir bis jetzt ereignet hatte, bey dem Magistrate an, wo alle Umstände zu Protokoll genommen

wurden. Sie meinte, daß, wenn auch meine beyden Ältern gestorben seyen, sich doch Verwandte meines Waters oder meiner Mutter um mich erkundigen, und mich zurückfordern könnten, und daß es daher wohl gerathen sey, wenn die Obrigkeit der Stadt um alle meine Verhältnisse wüßte.

Dieses war um so nothwendiger, da meine Pflegemutter im Alter schon weit über die fünfzig Jahre vorgerückt war, und leicht eher sterben könnte, als ich so weit herangewachsen wäre, daß sie mir die Umstände meiner Geburt, und wie ich zu ihr gekommen war, anvertrauen könnte. Doch niemand forschte nach mir.

Ita wird mit dem Geheimnisse ihrer Geburt bekannt.

Meine gute Pflegemutter erzog mich mit aller Sorgfalt; sie gewöhnte mich an Ordnung, Reinlichkeit, an Fleiß und gute Sitten, und pflanzte Liebe zu Gott und dem Nächsten in mein Herz. Ich hing ihr mit ganzen Seele an, hielt sie für meine Mutter, und sie nannte mich Tochter. Wir waren nur ein Herz und ein Sinn. Sie schickte mich zur Schule, und ließ mich in allen weiblichen Handarbeiten unterrichten.

Als ich zwölf Jahre alt war, und zur ersten Beicht ging, entdeckte mir meine Pflegemutter das Geheimniß meiner Geburt mit allen Umständen, und setzte bey: „Ich sage dir dieses nicht, um dich zu beunruhigen und zu kränken. Du bist noch immer meine liebe Tochter, meine Freude und mein Trost. Ich habe nicht aufgehört, nach deinen Verwandten zu forschen, aber immer vergebens. Ich bin alt und gebrechlich; wer weiß, ob mich der liebe Gott nicht bald von der

Welt abrufte. Darum entdeckte ich dir das Geheimniß deiner Geburt, und übergebe dir zugleich das Gebethbuch, in welches der Taufnahme des Vaters und deiner Mutter geschrieben ist, und das Medaillon mit dem Porträt und den Haaren deiner Mutter, damit Verwandte, die etwa nach dir forschen könnten, dich daran erkennen. Bewahre beyde Vermächtnisse als ein theures Angedenken.“

Diese Entdeckung hatte mich so schmerzlich berührt, daß ich in lautes Weinen ausbrach, meiner Pflegemutter um den Hals fiel, und ihr versicherte, daß mir diese Enttäuschung nur Traurigkeit bringe; daß ich glücklich war, als ich mich für ihre Tochter hielt, und nie aufhören werde, sie wie meine leibliche Mutter zu ehren und zu lieben.

Meine Pflegemutter suchte mich zu beruhigen, und gelobte mir, daß sie mir eine treue Mutter bis an ihren Tod bleiben werde. Nach und nach kehrte meine Heiterkeit wieder zurück, und ich verdoppelte meinen Eifer, um meiner lieben Pflegemutter werth und auch nützlich zu werden.

Die Pflegemutter stirbt.

Das vorrückende Alter schwächte ihre Kräfte; sie litt an einem heftigen Husten, und wurde immer hilfloser. Sie konnte bey der Näh- und Stickerarbeit nicht lange anhalten, und ihre Augen waren geschwächt, da sie früher spät in die Nacht hinein bey dem Kerzenlichte die feinsten Stickerereyen fertiggestellt hatte.

Das Vermietthen der Zimmer trug auch wenig ein, da in den Kriegszeiten und bey dem Wechsel des Oberherrn die Bevölkerung der Stadt viel abnahm.

Meine Pflegemutter miethete eine kleine Wohnung; ich strengte alle meine Kräfte an, um das durch Näh- und Stickerarbeiten herein zu bringen, was meine Pflegemutter nicht mehr leisten konnte, und mit Beyhülfe ihres Witwengehaltes waren wir vor Mangel geschützt.

Wir lebten in Eintracht des Herzens unter wechselseitigen Liebesdiensten zufrieden mit Dank gegen Gott; nur ich hatte einen heimlichen Kummer; meine Pflegemutter wurde immer hinfalliger, und ich befürchtete, daß die Lebenstage ihr sparsam zugezählt seyen. Sie wurde allmählich so schwach, daß sie das Bett hütten mußte. Ich pflegte sie mit kindlicher Liebe und Sorgfalt, und glaubte dadurch einen Theil meiner Schuld an ihr abzutragen.

Sie wurde immer schwächer; ein heftiger Husten plagte sie Tag und Nacht; sie konnte oft kaum zu Athem kommen, und ich befürchtete das Schrecklichste, daß sie bald enden werde. Ich flehete zu Gott, daß er mir Kraft verleihen wolle, diesen schweren Schlag zu ertragen.

Meine Pflegemutter, welche fühlte, daß ihr Lebensende herannah, ertrug nicht nur alle Leiden mit Geduld und christlicher Ergebung, sondern sie suchte auch mich durch Hinweisen auf die allweise Vorsehung des allmächtigen und höchst gütigen Vaters im Himmel zu beruhigen und zu trösten.

Der schreckliche Augenblick kam. Meine liebe Pflegemutter starb in meinen Armen, und ich schloß ihr die Augen. Seit dieser Zeit stehe ich als verlassene Waise allein da.“

Hier brach Itha in lautes Weinen und Schluchzen aus, welches ihr die Stimme erstickte.

Das Geheimniß fängt an sich aufzuklären.

„Vortreffliche Tochter“ rief Herr Szimaloo, bis zu Thränen gerührt aus, „Ihr Schicksal ist traurig, Ihre Geschichte für mich aber sehr anziehend. Sie glauben nicht, wie sie mich ergriffen hat; aber zum Troste kann ich Ihnen sagen, daß ich vor allen Andern es mir zur Pflicht rechne, mich zu Ihrem Beschützer anzubieten. Aus meiner Hand sollen Sie den Lohn Ihrer kindlichen Liebe und aller Ihrer Tugenden erhalten.“

Itha erhob ihren nassen Blick, und sah die Thränen, welche in Herrn Szimaloo's Augen glänzten.

„Herr,“ sprach sie, „Ihre Miene und Ihre Nührung zeigen mir an, daß Sie mich nicht täuschen!“

„Bey Gott nicht,“ sagte Herr Szimaloo; „und hier, bey dem Grabe Ihrer Pflegemutter betheuere ich, was Sie überraschen wird, daß, wenn ich nicht irre, auch die Bande einer engen Verwandtschaft mich an Sie ketten, und daß ich mich freue, in einem so tugendhaften Mädchen die Tochter meines jüngsten Bruders zu finden.“ —

Itha. „Wie, wäre das möglich? Sie, ein Fremder und mein Verwandter?“

Herr Szimaloo. „Das Gebethbuch, welches Sie hier in der Hand haben, gehörte einst meiner Mutter. Sie gab es meinem jüngsten Bruder, als er mit dem Husaren-Regimente zur Armee ging, als theures Angebenken mit dem mütterlichen Wunsche, daß er im wilden Kriegsgetümmel fest an Gott halten, sich bey dem Gebrauche dieses Gebethbuches an die mütterlichen Lehren erinnern, und immer fromm

gesinnt bleiben sollte. Sein Name Emerich steht, von seiner Hand geschrieben, in diesem Buche. War der Husaren-Officier, von dem Sie es erhielten, Ihr Vater, so sind Sie meines Bruders Tochter, und meine Nichte.

„Doch hier ist nicht der Ort, daß wir alles dieses in's Kleine bringen. Heute werden Sie keinen Anstand nehmen, daß Sie der Oheim in Ihre Wohnung begleitet.“

Itha. „O nein, Ihre Miene und Ihre zutrauliche Sprache sagt mir, daß unsere Herzen verwandt sind. Gott hat Sie zur glücklichen Stunde zu mir geführt, damit ich an Ihnen einen Verwandten und Beschützer finde.“

Der Oheim und die Nichte.

Herr Szimaloo koth Itha den Arm, und beyde gingen in die Wohnung des Mädchens. Schon auf dem Wege fragte er sie, ob sie noch den Zettel aufbewahrt habe, welcher ihrer Pflegemutter zugekommen war, als ihr die Soldatenfrau das Wickelkind gebracht hatte.

Itha zeigte ihm denselben, als sie in ihrer Wohnung angekommen waren. Auch von dem Leinenzeuge waren noch einige Stücke da. Herr Szimaloo erkannte auf dem Zettel die Handschrift seines Bruders, und auf dem Leinenzeuge waren die Buchstaben **E. Sz.** eingenähet.

Nun zweifelte Herr Szimaloo gar nicht mehr, daß Itha die Tochter seines Bruders sey. Schon am vorigen Abende hatte er bekannte Züge an ihr entdeckt, und jetzt fand er in ihren Gesichtszügen eine auffallende Ähnlichkeit mit jenen seines Bruders.

Er nahm Itha bey der Hand, zog sie an sein Herz, und sagte: „Es ist kein Zweifel mehr, gute Itha, dein Vater war mein Bruder. Umarme deinen Oheim.“

„Sollte es möglich seyn? entgegnete Itha freudig,“ ich konnte es mir bey der ersten Zusammenkunft nicht erklären, wie sich mein Herz zu Ihnen hinneigte, und wie ich schon damahls, ohne es zu ver-rathen, Zutrauen zu Ihnen, einem mir ganz fremden Manne, faßte.

Herr Szimaloo „Ja, du bist meine Nichte, und je mehr ich dich betrachte, desto mehr ruft mir dein liebes Gesicht die Züge meines Bruders ins Gedächtniß zurück. Eine so schöne Stirn wie du hatte er, auch blaue Augen wie die deinigen. Eben so war sein Blick und sein Lächeln. Du bist meine Nichte; ich freue mich dich gefunden zu haben, und noch mehr freue ich mich, daß ich bey unserm ersten Zusammentreffen ein so kindliches Gemüth und ein so dankbares Herz bey dir kennen gelernt habe. Von nun an sollen dir nur mehr gute Tage aufgehen; ich will dein zweyter Vater seyn; willst du auch meine gute Tochter werden?“

Itha schlang ihre Arme um den Oheim, und sprach: „Gott hat mein tägliches Gebeth erhört. Da ich nach dem Tode meiner Pflegemutter von aller Welt verlassen zu seyn schien, hat er mir meinen guten Oheim zugeschildt. Nehmen Sie mich zu Ihrem Kinde auf. Sie werden eine dankbare Tochter an mir haben.“

W e i t e r e A u f k l ä r u n g e n .

Beide überließen sich nun allen Äußerungen der Freude; dann sagte der Oheim, daß er Itha nicht mehr von sich lassen werde, daß sie

seine Pflegerinn und seine Stütze im vorrückenden Alter seyn sollte, und Itha gelobte wieder, kindliche Dankbarkeit ihm zu erweisen.

Sie erfuhr von dem Oheime mit völliger Gewisheit, daß ihr Vater bald, nachdem er Salzburg mit seinem Regimente verlassen hatte, in einem Gefechte schwer verwundet, in französische Gefangenschaft gerathen, und im Spitale gestorben sey. Dieses hatte der Oheim, welcher damahls von seinem Vaterlande abwesend, und in Handelsgeschäften in Rußland war, erst spät nach seiner Rückkehr erfahren.

Ein Waffengefährte des Bruders, der mit demselben im französischen Spitale als Kriegsgefangener verwundet gelegen, hatte von dem Sterbenden den Auftrag erhalten, bey hergestelltem Frieden nach seiner Tochter zu forschen, und von derselben dem Bruder und seinen noch lebenden Verwandten Nachricht zu geben.

„Dieser Officier“ erzählte der Oheim weiter, „welcher, nachdem er der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, sich gern des Auftrages, den er von meinem sterbenden Bruder erhalten hatte, entledigen, und nach Salzburg reisen wollte, um Nachrichten über meines Bruders Tochter einzuziehen, bekam unerwartet den Auftrag, in kürzester Zeit bey seinem Regimente einzutreffen, welches in ganz entgegen gesetzter Richtung nach Schlessien zog. Er schrieb mir, was er von meinem Bruder erfahren hatte, nach Eperies.

Der Brief traf mich dort nicht, und wurde mir nach Rußland nachgeschickt. Auf dem Wege ging er verloren, und ich erhielt ihn nicht.

Erst vor Kurzem traf ich das Husaren-Regiment, bey welchem mein Bruder diente, in Wien an, wo es in Garnison lag. Ich suchte Officiere auf, welche mit einem Bruder gedient hatten. Ich traf nur

mehr wenige an, wohl aber jenen, welcher mit meinem verwundeten Bruder im Spitale gelegen, und von ihm den Auftrag erhalten hatte, sich um dessen Tochter zu erkundigen, und dessen Verwandten Nachricht von ihr zu geben.

G e s c h i c h t e d e r M u t t e r.

„Dieser Officier wunderte sich, daß sein Brief mir nicht zugekommen, und ich ohne alle Nachricht von den letzten Lebensumständen meines Bruders geblieben war. Er erzählte mir umständlich, was ich Dir, liebe Itha, jetzt kurz gesagt habe. Von ihm erfuhr ich auch die näheren Umstände über meines Bruders Heirath. Er war früher mit seiner Escadron in der Gegend von Mannheim gelegen. Es entspann sich dort ein Gefecht, und die Franzosen wurden zurück gedrängt.“

„Das Bukasowich'sche Frey-Corps, Oesterreichs roheste Truppe, welche unter dem Nahmen der Rothmäntler überall Furcht und Schrecken verbreitete, fing nach dem Rückzuge des Feindes zu plündern an. Vier dieser Rothmäntler, so genannt, weil sie rothe Mäntel trugen, waren in die Wohnung des Fabrikanten Hochberg eingedrungen, und hatten unter schrecklichen Mißhandlungen desselben und seiner Familie zu plündern angefangen. Dein Vater, liebe Itha, der immer die wehrlosen Einwohner gegen die Bedrückungen und Mißhandlungen raubgieriger Soldaten schützte, ritt an dem Hause vorüber, als Hochbergs achtzehnjährige Tochter um Hülfe schrie.

Er sprang vom Pferde, drang mit dem Säbel in der Faust in das Haus, vertrieb die Plünderer, und schützte die Familie.

„Nach einem Jahre kam er ins Stand-Quartier zu dem Fabrikanten Hochberg, und wurde mit vieler Achtung behandelt. Er gewann die Tochter, welche er aus den Händen der Plünderer befreyet hatte, lieb, warb um ihre Hand, erhielt sie, und es wurde eine Ehe geschlossen, welche Hochberg und seine Gattinn segneten, und die man glücklich hätte nennen können, wenn sie nicht durch die Kriegsstürme gewaltsam wäre getrennt worden.“

„Hochbergs brave Tochter, war deine Mutter. Wie traurig sie endete, weißt du. Gewiß hat der Schrecken über die vordringenden Feinde und ihre Flucht aus Salzburg, da sie als Wöchnerinn Ruhe und Pflege haben sollte, ihren Tod beschleuniget.“

„Von den Ältern deiner Mutter konnte mir der Officier keine nähere Auskunft geben. Er hatte auch an sie nach dem Tode deines Vaters und deiner Mutter geschrieben; aber von ihnen keine Antwort erhalten. Sie leben vielleicht auch nicht mehr, und desto inniger freuet es mich, daß ich dich zur guten Stunde durch eine wunderbare Fügung Gottes aufgefunden habe, da du von deinen mütterlichen Anverwandten keine Hilfe erwarten kannst.“

Plan für die Zukunft.

Itza hatte diese Erzählung mit so tiefer Rührung angehört, daß ihre Thränen immer flossen; sie sagte dann: „Ein trauriges Schicksal hat über meine guten Ältern gewaltet, und der Allmächtige hat mich in besonderen Schutz genommen, daß er mich als armes, hilfloses Kind meiner lieben Pflegemutter, und nach ihrem mir so schmerzlichen Tode Ihnen, meinem lieben Oheime, zugeführt hat. Seyen Sie,

ich bitte und beschwöre Sie bey dem Andenken meiner theuren Pflegemutter, mein schützender Freund und Vater; Ihnen vertraue ich mich mit ganzer Seele an, und Sie werden sich überzeugen, daß ich, mich Ihrer Liebe und Sorgfalt würdig zu machen, eifrigst mich bestreben werde. Gott ist mein Zeuge, wie glücklich ich mich schätze, daß er mich Ihnen zugeführt hat.“

Sie ergriff die Hand des Oheims, küßte sie, beneßte sie mit ihren Thränen, legte sie an ihr Herz, und sagt: „Fühlen Sie, wie es vor Rührung und Freude hier pocht. Dieses Herz soll hinfür in dankbarer Anerkennung der Wohlthat, die Sie mir erwiesen, nur für Sie schlagen.“

Herr Szimaloo war so gerührt, daß seine Thränen häufig flossen. Er gelobte der guten Nichte, daß er Vaterstelle an ihr vertreten, und daß er, so lange er lebe, väterlich für sie sorgen werde.

Sie beriethen dann, was hinfür zu geschehen habe. Es wurde beschloffen, daß Itha den Oheim nach Gastein zur Bad-Cur begleiten, und nach Vollendung derselben mit ihm nach Exerles reisen sollte.

Damit Itha die nöthigen Vorbereitungen machen konnte, verweilte der Oheim noch einige Tage in Salzburg, und wohnte bey der Nichte. Je länger er mit ihr umging, desto mehr lernte er ihren vortreflichen Charakter kennen, und desto liebenswürdiger erschien sie ihm. Da er Witwer und kinderlos war, wünschte er sich um so mehr Glück, daß er eine so brave Nichte aufgefunden hatte, die seine Pflegerinn, sein Trost und Vergnügen im vorrückenden Greisenalter seyn werde. Sie verkaufte von ihren Habseligkeiten, was nicht mit-

zunehmen war, nahm Abschied von dem Grabe ihrer Pflegemutter, und reisete mit dem Oheime nach Gastein.

Aufenthalt in Gastein.

Itha hing nun mit ganzer Seele an ihrem Oheime, und erwies ihm jene zärtliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt, welche Aeltern von einer gut erzogenen Tochter erwarten können. Besonders ließ sie sich die Pflege des Oheims, den die Reise bey seiner körperlichen Schwäche angegriffen hatte, sehr angelegen seyn, und der gute Oheim suchte die geschäftige Dienstfertigkeit der Nichte durch ein väterliches Benehmen gegen dieselbe zu vergelten.

Dadurch wurde der Schmerz über den Tod der Pflegemutter von Tag zu Tag verringert. Itha, da sie sich von aller Sorge für die Zukunft befreyet sah, und in dem guten Oheime einen vollen Ersatz für die lang betrauerte Pflegemutter gefunden hatte, wurde immer heiterer, und dem Oheime desto angenehmer, da er bey seinen körperlichen Leiden auch oft dem Trübsinne nachhing. Das wohlthätige Heilbad, die Zerstreungen im Badorte, die reine Gebirgsluft, die mäßige Bewegung auf den Spaziergängen in den wunderschönen Umgebungen Gasteins und Itha's angenehme und erheiternde Gesellschaft, wirkten so vortheilhaft auf des Oheims Gesundheit, daß er schon in der Hälfte der Badezeit sich nicht nur gestärkt fühlte, sondern daß auch aller Trübsinn verschwunden war. Itha freute sich eben so sehr als der Oheim darüber.

E i n e C a n t e.

In Gastein wird in der Straubinger Hütte gewöhnlich an einer Gesellschaftstafel (table d'hôte) gespeiset. Herr Szimaloo war bald mit mehreren Badegästen bekannt, und unterhielt sich bey Tische mit denselben. Da er öfters bey seinem Nahmen angesprochen wurde, bemerkte er, daß die anwesende Frau Justiz-Räthinn M. aus München ihre Aufmerksamkeit auf ihn richtete.

Als sie am Abende auf einem einsamen Spaziergange ihm und Itha begegnete, knüpfte sie ein Gespräch mit ihnen an, und erwähnte, daß ihr Herrn Szimaloo's Bekanntschaft um so angenehmer sey, da sie einen Schwager gleiches Namens gehabt habe, der Husaren-Lieutenant in österreichischen Diensten war.

Herr Szimaloo und Itha wurden durch diese Äußerung angenehm berührt, und bathen um nähere Aufklärung. Sie erfuhren von der Frau Justiz-Räthinn, daß sie eine Tochter des Fabrikanten Hochberg in Mannheim, und also auch Itha's Mutter ihre Schwester sey. Sie gab alle Umstände der Heirath ihrer Schwester so genau an, daß Herr Szimaloo und Itha nicht mehr an der Wahrheit der Angabe zweifeln konnten.

Die Frau Justiz-Räthinn freuete sich, ihre Nichte, nach welcher sie lange vergebens geforscht hatte, so unvermuthet zu finden. Der Brief des Officiers mit der Nachricht von dem Tode des Lieutenants Szimaloo und seiner Gattinn, wie auch von ihrem hinterlassenen Kinde war wohl an Herrn Hochberg nach Mannheim gelangt; aber die Nachforschungen der Familie Hochberg um

Itha's Aufenthalt waren bey den Unruhen des Krieges fruchtlos geblieben.

In dem wunderbaren Zusammentreffen zu Salzburg und Gastein erkannten alle die wunderbare Fügung der göttlichen Fürscheidung, welche Itha's Tugenden dadurch lohnte, daß sie ihr ihre Verwandten zuführte. Von der Frau Justiz-Räthinn erfuhr Itha auch, daß ein beträchtliches Erbgut für sie von den verstorbenen mütterlichen Großältern bey Gericht in Mannheim aufbewahrt sey, welches sie bey ihrer Großjährigkeit in Empfang nehmen könne.

Die drey Verwandten lebten nun durch die kurze Dauer der Badezeit in größter Vertraulichkeit; sie trennten sich zu Ende derselben mit der Versicherung inniger Liebe und Achtung, und Itha mußte der Tante versprechen, sehr oft nach München zu schreiben. Sie folgte dem Oheim nach Eperies, lebte wie die Tochter bey dem Vater in seinem Hause, erfreute sich der liebevollsten Behandlung, und pflegte seiner, indem sie das ganze Hauswesen leitete, mit kindlicher Sorgfalt bis zu seinem Tode. Sie war seine Erbin, und lebt jetzt an der Seite eines braven Gatten in glücklicher Ehe.

Spaziergang in die Umgebungen von Wien.

Wenn Vater Wahlberg mit seinen zwey Söhnen, von denen Alfred der ältere das Gymnasium, Julius aber die vierte Classe an der Normalschule besuchte, durch längere Zeit sehr zufrieden war, pflegte er Sonntags mit ihnen einen Spaziergang in die schönen Umgebungen Wiens zu machen. Mit Sonnenaufgange verließen sie die Stadt, und erst am Abende kehrten sie nach Hause zurück.

Diese Ausflüge auf das Land gewährten den beyden Söhnen großes Vergnügen, und der Vater konnte nicht besser den angestregten Fleiß und die gute Aufführung seiner beyden Söhne belohnen, als wenn er einen vollen Tag mit ihnen auf dem Lande zubrachte. Er benützte aber zugleich diese Wanderungen, um ihnen verschiedene Kenntnisse über Naturgeschichte, Ökonomie, vaterländische Geschichte, Volkssitte, u. dgl. wie sich eine Gelegenheit darböth, bezubringen; und wie ihr Körper durch die Bewegung in freyer Luft an Gesundheit und Kraft gewann, so wurde durch die Belehrungen des Vaters ihr Geist auf eine sehr angenehme Weise mit neuen Kenntnissen, welche man nicht immer aus Büchern schöpfen kann, bereichert.

Aeuszere Verschönerungen Wiens.

An einem heiteren Sonntage im Monate Junius wählten sie den Weg nach Döbling und Heiligenstatt. Sie zogen durch das Schottenthor der Mohrengasse zu, erfreueten sich über den schönen Wachsthum der Pappel- und Lindenbäume, welche die Fahrt- und Fußwege am Glacis begränzten, und der Vater nahm Gelegenheit, den Söhnen zu erklären, wie die Kaiserstadt seit dem Pariser-Frieden auch im Äußeren verschönert worden ist, und an reiner Luft und Bequemlichkeit für die Einwohner viel gewonnen hat.

„Vor dem Abzuge der Franzosen,“ sprach der Vater, „welche die Stadt Wien im Jahre 1805 und 1809 besetzt hatten, wurde ein großer Theil der Festungswerke von denselben zerstört. Aus den Ruinen der Vorwerke erhoben sich der prächtige Kaisergarten und gegenüber der Volksgarten mit dem Theseus-Tempel, an beyden Seiten des äußeren Burgplatzes, welchen das im alterthümlichen Style erbaute Riesenthor schließt.“

„Die Bastey rings um die Stadt ist zu breiten und bequemen Spazierwegen hergerichtet, und an mehreren Plätzen mit Alleen besetzt worden.“

„Noch mehr hat aber das Glacis, d. i. der freye Raum zwischen den Ringmauern der Stadt und den Vorstädten gewonnen. Derselbe ist ganz geebnet, und mit mehreren Alleen geziert worden. Die Fahrstraßen um das Glacis sind gepflastert, und mit üppig wachsenden Pappeln besetzt.“

„Diese große Arbeit ist in einem Zeitraume von fünfzehn bis

sechszehn Jahren ausgeführt worden, und erscheint demjenigen riesenmächtig, der die Stadt, als die Ringmauern und Vorwerke noch im Schutte lagen, verlassen hat, und erst nach langer Zeit in dieselbe wieder zurück gekehrt ist. Wenn man auch noch die erweiterten Gassen und die neu aufgeführten Gebäude in der Stadt sieht, so muß man erstaunen, wie die Haupt- und Residenz-Stadt in den letzten zwanzig Jahren verschönert worden ist.“

„Dieses sind die Früchte des langjährigen Friedens, welchen uns unser guter, allgemein betrauerter Landesvater, Kaiser Franz, dem Gott die hohen Regenten-Tugenden im Himmel lohnen wolle, erhalten hat. In der Zeit des Friedens gedeihen Künste und Wissenschaften, Ackerbau und Gewerbe, Handel und Wohlstand. Glücklich das Land, welches einen friedliebenden Monarchen hat!“

D ö b l i n g.

Unter Bemerkungen und Erklärungen, welche auf die Vorstädte Ros-
sau, Thury, Himmelpfort-Grund und Lichtenthal, die der
Vater mit den beyden Söhnen durchwanderte, Bezug hatten, erreich-
ten sie die Nußdorfer-Linie, und nahmen den Weg nach Döbling

Als sie unter der schattigen Nußbaum-Allee dem Dorfe zuwan-
derten, sagte Alfred: „So hübsch das Dorf ist, so klingt der Nah-
me Döbling doch sonderbar. Woher mag es diesen Nahmen bekom-
men haben?“

„Gelehrte, welche in der vaterländischen Ortskenntniß und Ge-
schichte bewandert sind,“ entgegnete der Vater, „meinen, daß die Her-
ren von Topelick, ein altadeliges Geschlecht, einst Besitzer dieses
Dorfes waren; wenigstens kommen in Urkunden des zwölften und drey-
zehnten Jahrhunderts diese Nahmen vor, und das Dorf hieß damals
Topelick oder Töplich, woraus Döbling entstanden ist.“

„Ist diese Meinung gegründet,“ sagte Julius, „so muß Döb-
ling auch uralt seyn.“ „Gewiß lieber Sohn,“ entgegnete der Vater,
„denn zur Zeit Rudolphs von Habsburg bestand schon dieses Dorf.
Als er auf dem Marchfelde den Böhmenkönig Ottokar gänzlich
geschlagen hatte, gelobte er, ein Nonnenkloster in Tulln zu stiften,

dem er das Bergrecht in Döbbling schenkte, welches in Abgaben von den Weingärten bestand. Es muß daher um diese Zeit auch der Weinbau in dieser Gegend schon betrieben worden seyn. Das Tullner Nonnenkloster erweiterte dann seine Besitzungen in Döbbling durch Ankauf und durch fromme Schenkungen.“

„Wenn Döbbling so alt ist,“ sagte Julius weiter, „so wird es auch durch den Zeitraum so vieler Jahrhunderte verschiedene Schicksale erlebt haben.“

„Die Orter um Wien,“ erwiederte der Vater, „haben mehrentheils, und besonders in den stürmischen Kriegszeiten das Schicksal mit der Hauptstadt, die damahls eine wichtige Festung war, getheilt; nur daß sie bey Annäherung des Feindes viel härter mitgenommen worden sind. Döbbling scheint in dem fünfzehnten Jahrhunderte ein nicht unbedeutender Ort gewesen zu seyn, denn es hatte schon eine eigene Kirche.“

„Als Mathias Corvinus, der König von Ungarn, im Jahre 1484 feindlich vor Wien zog, schiffte ein Theil seines Herres, welches durch das Marchfeld vorgedrungen war, über die Donau, plünderte Klosterneuburg, zog sich über Grinzing und Heiligenstadt nach Döbbling, verheerte die Weinberge, und zerstörte alle Dörfer bis Ottakrin. Auch die alte Paulus-Kirche in Döbbling wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Die Einwohner hatten sich theils geflüchtet, theils waren sie niedergebauen worden. Nur langsam sammelten sich die Übriggebliebenen auf den Brandstätten, und fingen an, sich wieder Hütten zu erbauen, und die Weinberge zu bepflanzen.“

Schicksale Pöblings bey und nach den Belagerungen Wiens durch die Türken.

Das unglückliche Dorf hatte sich von diesen Drangsalen noch nicht erhohlet, als 45 Jahre später (1529) der furchtbare Sultan Suleiman vor Wien zog, und anfang die Stadt zu belagern.

Da blieb kein Dorf um die Kaiserstadt verschont. Döbling traf ein noch härteres Schicksal, als es im Jahre 1484 erlitten hatte. Es wurde zu einem Schutthausen niedergebrannt, die Einwohner theils gemordet, theils in die Slaverey geschleppt. Der Pfarrer Handl selbst erlag am Altare den Säbelhieben der grausamen Feinde.

Das Dorf war ganz verarmt, und konnte sich schwer erhohlen. Da sich doch wieder einige Einwohner sammelten, und einen öffentlichen Gottesdienst wünschten, mußte von der Propstey bey St. Stephan in Wien alle Sonn- und Feyertage ein Priester nach Döbling wandern, um denselben in der nur zur Noth hergerichteten Kirche abzuhalten. Nach und nach hatte sich das Dorf von dem großen Kriegsschaden erhohlet, und es hatten sich schon mehrere Einwohner auf den Anhöhen zu beyden Seiten des Krottenbaches angebauet, so daß es schon damahls ein Ober- und Unter-Döbling gab.

Da rückte im Jahre 1683 ein ungeheures türkisches Heer heran, schloß Wien von allen Seiten ein, und fing an, die Hauptstadt zu belagern. Die Tartaren, eine leichte Reiterey der Türken, schwärmten nach allen Seiten herum, zündeten die Dörfer an, mordeten die Einwohner, oder schleppten sie mit fort. Auf den Anhöhen außer der Währinger Linie, die noch jetzt die Türkenschanze heißen, errichteten

die Türken Verschanzungen, welche sich bis nach Döbling zogen, und setzten der bedrängten Hauptstadt hart zu.

Von dem Kahlenberge herab und über Dornbach rückte das mit den Pohlen unter ihrem tapfern König Sobiesky vereinigte kaiserliche Reichs-Heer vor, um die Stadt Wien zu entsetzen.

Auch in dem verschanzten Döbling wurde hartnäckig gekämpft, bis die Türken wichen. Das Dorf glich einem Schutthaufen; nur dreyzehn Häuser blieben stehen. Auch die Kirche zu St. Paul, welche früher die türkischen Reiter zu einem Pferdealle herabgewürdiget hatten, wurde zerstört, und während in Wien alles über den errungenen Sieg jubelte, weinten die wenigen übrig gebliebenen Döbling-er, die den Schwertern der Türken entronnen waren, auf den Trümmern ihrer Häuser.

Nur langsam erhobte sich das Dorf von den großen Verheerungen, und die Einwohner waren so verarmt, daß sie keinen Seelsorger mehr unterhalten konnten. Sie wurden nach Währing eingepfarrt, bis ihnen Kaiser Joseph II. im Jahre 1780 wieder einen Pfarrer gab.

Allmähliges Aufblühen des Dorfes.

Erst im Jahre 1760 ging dem verarmten Dorfe ein glückliches Gestirn auf. Der berühmte Feldmarschall Daun, welcher der Kaiserin Maria Theresia ausgezeichnete Dienste in dem österreichischen Erbfolge- und in dem siebenjährigen Kriege gegen den König von Preußen, Friedrich II. geleistet hatte, wählte Döbling wegen der gesunden hohen Lage und der schönen Umgebungen zu seinem Sommeraufenthalte, erbaute für sich einen herrlichen Pallast, und legte

den großen Park an. Andere Große errichteten Landhäuser und Gärten. Um diese Zeit entstand auch der große Park für den kaiserlichen Hof, welcher voriges Jahr an den Herrn von Würtz, Besitzer der Herrschaft Döbling, verkauft, und in Baustellen abgetheilt worden ist.

Das Dorf war damahls unansehnlich, wurde von den Wiernern wenig beachtet und besucht, und kein Einwohner Wiens besaß früher ein Landhaus in demselben. Wo jetzt die Hirschengasse und das so genannte Neu-Döbling mit seinen niedlichen Gebäuden und schönen Gärten ist, waren damahls Weingärten; nur das Hirschen-Wirthshaus, aber auch in einem elenden Zustande, war um diese Zeit schon da.

Der Landaufenthalt des Feldmarschalls Daun zog mehrere Besuche von dem allerhöchsten Hofe und hohen Herrschaften nach sich. Die angenehme Lage des Dorfes fand Anerkennung, und adelige Familien wie auch reiche Bürger Wiens baueten Häuser, und legten Gärten in Döbling an, so daß es nach zwanzig Jahren eine ganz neue Gestalt bekam, welche sich von Jahr zu Jahr so sehr verschönerte, daß Döbling jetzt einem Dorfe nicht mehr ähnlich, sondern eine Reihe der niedrigsten und prachrvollsten Landhäuser mit den schönsten Gärten und Gewächshäusern und im Sommer der Zahl nach größtentheils von Wiernern bewohnt ist, wie auch mehr städtische Gewerbe als der Feld- und Weinbau in diesem, einer blühenden Stadt ähnlichen Dorfe, betrieben werden. In den letzten Jahren sind wieder sehr schöne Gebäude in demselben aufgeführt worden, und durch den Bau der Kirche hat es eine neue Zierde erhalten.

Der Weg nach Heiligenstatt.

Unter dieser Erzählung hatten der Vater und die beyden Söhne einen Theil von Ober-Döbling durchschritten, und der Vater sagte denselben weiter, daß im Jahre 1713 zur Zeit der Pest sich viele Bewohner Wiens nach Döbling flüchteten, um bey der hohen freyen Lage des Dorfes der Seuche zu entgehen, und daß sich damals in Ober-Döbling nur 31, in Unter-Döbling aber 40 Häuser befanden, die jetzt in ersterem über 200, in letzterem auf 50 angewachsen sind, und über 2000 Einwohner auch im Winter beherbergen, wenn die Besitzer der Landhäuser nach Wien gezogen sind.

Die drey Wanderer nahmen nun der Weg nach Heiligenstatt, und als sie hey dem Nußwäldchen, zu welchem sich der Weg hinsetzt, vorübergekommen waren, und den kleinen Abhang, neben dem ein Hohlweg für die Fahrenden läuft, erstiegen hatten, wendeten sie sich auf einen Wink des Vaters um, und eine wunderschöne Aussicht eröffnete sich ihnen.

Vor ihnen lag die Kaiserstadt mit ihren hohen Thürmen und weit ausgebreiteten Häusermassen da, welche noch in einen Nebel gehüllt waren. Links oder nordöstlich erblickten sie den mächtigen Donau-Strom mit der großen Brücke; weiterhin die große Ebene des

Marchfeldes mit seinen Dörfern, welches bis an die Gebirge an der Gränze Ungarns sich ausdehnt. Südlich stellte sich dem Auge eine ungemein schöne Landschaft von Weinhängeln und Gärten dar, hinter welchen die Thurmspitzen der in der Tiefe gelegenen Dörfer und in dem weitesten Hintergrunde der Anninger hervorrägen.

Wie sie aber den Weg nach Heiligenstatt weiter verfolgten, lothten sich ihnen immer reizendere Ansichten dar, welche durch den Kahlenberg begränzt wurden. Als sie das erste Haus in Heiligenstatt erreicht hatten, schlugen sie den Weg über den Hügel rechts gegen den Badhaus-Garten ein.

Welch eine herrliche Landschaft entfalterte sich hier vor ihnen, als sie den Blick gegen den Kobenzel-Berg und Grinzing wendeten. Ein wunderschönes Thal, im Hintergrunde von dem Reisenberg mit dem schönen Schloße, links von den schönen Gartenanlagen in Neuwaldeck und rechts von dem Josephs- und Leopoldsberge mit den niedlichen Kirchen und Gebäuden am Gipfel begränzt, schloß sich ihnen da auf, und wenn sie der Blick mehr nordöstlich wendeten, übersahen sie wieder den Kaiserstrom, mit den an beyden Ufern gelegenen Dörfern und einen großen Theil des Marchfeldes bis an die dasselbe begränzende Gebirge bey Haimburg und Preßburg. Sie konnten sich nicht satt sehen, und würden noch länger bey dieser angenehmen Beschauung verweilet haben, wenn nicht das Glockenzeichen von dem Kirchturme sie erinnert hätte, daß der Gottesdienst in der uralten Pfarrkirche bald anfangen werde. Sie schlugen den kürzesten Weg durch den Garten des Badhauses ein, und begaben sich in dieselbe, um dem Gottesdienste beizuwohnen.

Heiligenstatt. Die alte Kirche.

Als die drey Wanderer nach geendigtem Gottesdienste die Kirche verließen, und sie auch von außen betrachteten, sagte Alferd: „Dieses Gebäude ist sehr fest, und scheint sehr alt zu seyn. Wie ich sehe, ist sie ganz aus Quader-Steinen erbauet.

„Man glaubt,“ entgegnete der Vater, „daß wenigstens ein Theil dieses Gotteshauses, das Schiff, schon von dem Markgrafen Leopold dem Heiligen, dem Stifter der Propstei Klosterneuburg, zwischen den Jahren 1091 bis 1095 erbauet worden sey; wenigstens scheint die in der Kirche angebrachte Jahreszahl 1095 diese Meinung zu bestätigen. Später scheint das Presbyterium hinzugekommen zu seyn, und die mittlere Wölbung scheint ein neuerer Zubau, vielleicht aus dem sechzehnten Jahrhunderte zu seyn. Die ganze äußere und innere, Form die Gewölber und Tragsweiler, besonders aber die Seiteneingänge zur Sacristey und Kirche, verrathen das hohe Alterthum dieser Gotteshauses.“

„Auf solche Art, wenn die Kirche schon so alt ist,“ erwiderte Julius, „muß Heiligenstatt ein uralter Ort seyn?“

„Vielleicht eines der ältesten Dörfer in Oesterreich,“ entgegnete der Vater. „Ihr werdet euch wundern, wenn ich euch sage, daß der römische Kaiser Probus schon um das Jahr 276 den Weinbau in dieser Gegend eingeführt hat. Die Bearbeitung der Weingärten erforderte Ansetzler, und so sind Heiligenstatt und die übrigen Dörfer in dieser Gegend, so weit Weinbau betrieben wird, entstanden.“

„Auch die Bäder von Heiligenstatt waren den Römern schon bekannt. Um das Jahr 454, als das Christenthum hier schon Wurzel

gefaßt hatte, kam der heilige Severin aus dem Oriente hierher, um dasselbe weiter zu verbreiten. Er schlug hier unter den Anstiedlern im Weingebirge seine Zelle auf, und errichtete zum gemeinschaftlichen Gottesdienste eine dem heiligen Gervasius, Protasius und Johann dem Täufer geweihte Kapelle.“

„Man glaubt, daß die im Pfarrhose sich befindliche Jakobs-Kapelle auf dem nämlichen Plage stehe, und die Grundmauern noch aus dieser alten Zeit herkommen.“

„Der heilige Severin starb am 8. Jänner 482, und bald darauf brachen, wie er vorhergesagt hatte, schlimme Zeiten ein, indem die Hunnen, dann die Awaren diese Gegenden überschwemmten, und alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. Es scheint, daß schon damals Heiligenstatt ein nicht unbedeutender und weit ausgedehnter Ort gewesen war, weil vor nicht langer Zeit die Bauern in weiter Entfernung vom Dorfe bey dem Graben auf den Feldern die Grundfesten alter Gebäude aufgefunden haben.“

Spätere Schicksale des Dorfes Heiligenstatt.

„Der Ort scheint sich von den Verheerungen durch diese Barbaren nicht mehr erhohlt zu haben, bis die Markgrafen von Osterreich die Ungarn über die Leitha zurück getrieben, und die Ostmark vor den Verheerungen derselben geschützt haben. Da blüdete der Weinbau in dieser Gegend wieder auf, und Heiligenstatt und die andern umliegenden Dörfer wurden bevölkert.“

Dieses scheint bey Heiligenstatt um so wahrscheinlicher zu seyn, da die von dem Markgrafen Leopold dem Heiligen erbaute

Kirche, die eine Filiale von der Pfarrkirche zu St. Martin in Klosterneuburg war, im Jahre 1246 von derselben getrennt und zu einer Pfarrkirche erhoben wurde. Es mußten daher Heiligenstatt und die umliegenden Dörfer Grinzing, Sievring u. s. w. damals schon gut bevölkert gewesen seyn, weil sie eine eigene Pfarrkirche brauchten.“

„Damals hieß der Ort *Sanctus locus*, heilige Stätte, vermuthlich zum Andenken an den heiligen Severin, woraus der Name Heiligenstatt entstanden ist.“

„Aber auch dieser Ort theilte alle Unfälle, welche die um Wien liegenden Orter im fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte bey der Belagerung der Hauptstadt betroffen hatten, und die seinen Wohlstand zernichteten.

Wie Döbling wurde auch Heiligenstatt im Jahre 1484 durch das Heer des Mathias Corvinus ganz verwüstet. Auch bey den Belagerungen Wiens durch die Türken in Jahre 1529 und 1683 ging das Dorf in Feuer auf, die Weingärten wurden verheert, und die Einwohner, welche sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, niedergefäßelt oder in die Sklaverey geschleppt.

„Besonders floß bey dem Entsatze von Wien im Jahre 1683 viel Blut in Heiligenstatt. Die Türken hatten sich auf dem Friedhofe, welcher die alte Kirche umgibt, verschanzt. Der Prinz von Lothringen both alles auf, um sie aus dieser Stellung zu vertreiben. Die Kaiserlichen stürmten mit unerschrockenem Muthe heran; eben so tapfer vertheidigten sich die Osmanen. Erst nachdem über tausend von ihnen gefallen waren, und das Blut in Strömen über den Abhang hinabfloß, wichen sie, und räumten den Siegern den Platz.“

„Die Kirche wurde bey diesem Sturme in Flammen gesetzt, und sehr beschädiget. Langsam erhohlte sich das eingäscherte und fast gänzlich zerstörte Dorf von den Drangsalen des Krieges, und da die Weinberge auch verwüestet waren, so lag der Erwerb durch lange Zeit danieder.“

Das Heilbad.

Im Weggehen von der Kirche erzählte der Vater seinen Söhnen noch, als eine Seltenheit, daß am 17. December 1824 bey der Nacht der Blitzstrahl in den Kirchenthurm geschlagen, und ihn angezündet hatte, so daß er ganz abbrannte.

Von hier gingen die drey Wanderer in den Badhaus-Garten, den sie mit Vergnügen durchwanderten; denn er ist an dem Abhange des sich gegen das Badhaus senkenden Hügel's im englischen Style geschmackvoll angelegt, und dient nicht nur den Badgästen zur angenehmen Bewegung, sondern wird auch von den Lustwandelnden aus der Kaiserstadt zahlreich besucht, welche sich in dem an den Garten stoßenden Gasthause unter schattigen Bäumen mit Speise und Trank erquicken können.

Die drey Wanderer besahen dann das freundliche Badhaus, welches nicht nur achtzehn reinliche Badezimmer, sondern auch angemessene Wohnungen für die Badegäste enthält.

Julius fragte, ob diese Heilquelle seit dem Zeitalter der Römer immer benützt worden sey.

„Das Heilbad,“ antwortete der Vater, „welches bey den Römern unter dem Nahmen *Thermae Cetiae* bekannt war, wurde in

den stürmischen Zeiten des Mittelalters ganz vernachlässiget, und war bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vollends vergessen. Es war bis zu einer unreinen Pferdschwemme herabgesunken.“

„Ein gewisser Johann Burger, der, ich weiß nicht wie, von den guten Wirkungen desselben gehört hatte, gebrauchte es, und ward von den Gliederschmerzen befreyet. Damit auch andere das Heilbad benützen, und Gesundheit aus demselben schöpfen könnten, ließ er die schmutzige Lache reinigen, und aus derselben klares Wasser in seinen Garten bey dem jetzigen Badhause leiten.“

„Bald erprobte sich die heilsame Wirkung dieser Quelle, und eine kleine Badanstalt wurde errichtet, welche Burger und nach ihm Staindl bis zum Jahre 1809 besorgte. Schon früher, im Jahre 1784 hatte Doctor Klinger das Wasser der Quelle untersucht, und für sehr heilsam anerkannt.“

„Die Badanstalt wurde im Jahre 1809 durch die Franzosen verwüstet. Woller kaufte sie, und stellte das Badhaus mit dem Garten zur Bequemlichkeit der Badegäste her, wie es noch jetzt bestehet.“

Kaffeh-Haus. Erwerb.

Die beyden Knaben fragten, ob sie nicht hier in Heiligenstatt etwas ausruhen dürften. Jetzt erst erinnerte sich der Vater, daß sie zu Hause, weil sie sehr früh aufgebrochen waren, kein Frühstück genossen hatten. Er begab sich mit ihnen in das nahe Kaffeh-Haus.

Ein schöner Grasplatz, mit Mauern umgeben, mit Blumenkörben geziert, und mit Tischen und Bänken versehen, empfing sie.

Sie nahmen an einem derselben Platz, von welchem sie eine schöne Aussicht auf den Donau-Strom und über einen Theil des Marchfeldes hatten. Sie erquickten sich hier mit nahrhafter Milch und schmackhaftem Weißbrote.

Der Vater bemerkte ihnen, als sie das alte Gemäuer rings herum betrachteten, daß hier ansehnliche Gebäude schon vor der letzten Belagerung Wiens gestanden, welches die noch sichtbare Jahrzahl 1678 beweiset; daß hier, als der Friedhof 1683 gestürmt wurde, so hartnäckig gekämpft worden sey, daß das Blut von dem Plage durch die Gasse wie ein Bach herabfloß, woher dieselbe lange den Namen Blutgasse führte; daß die Gebäude rund herum damals in Rauch aufgegangen, und zerstört worden waren, wovon noch jetzt Spuren an dem alten Gemäuer sichtbar sind.

„Dieser Grasboden,“ fuhr der Vater fort, „auf welchen nun Blumen blühen, und Bäume wurzeln, deckt den Schutt von den Gebäuden, die damals zerstört worden sind. Manches alte Haus im Dorfe trägt auch noch Merkmalhe aus dieser schreckenvollen Zeit.“

„Jetzt scheint Heiligenstatt wieder ein sehr belebter und wohlhabender Ort zu seyn,“ sagte Alfred. „Belebt ist es wohl im Sommer, entgegnete der Vater, „weil so wohl das Heilbad mehrere Gäste hierher zieht, als auch wohlhabendere Familien aus Wien die schönere Jahreszeit hier zubringen, theils in gemietheten Wohnungen, theils in eigenen Landhäusern, deren Zahl sich zwar fast jährlich mehrt, aber bey weitem nicht jene in Döbling erreicht hat. Das Dorf zählt nur 94 Häuser, und kaum 700 Einwohner, welche sich mehrentheils mit dem Weinbaue beschäftigen, und einen täglichen Handel mit

Milch und Obst nach Wien treiben. Ihr Erwerb wird durch das Vermie-
 then der Wohnungen im Sommer und durch die bezahlten Dienste,
 welche sie den in der schönen Jahreszeit hier wohnenden Wienern lei-
 sten, etwas erhöht; aber unter die wohlhabendsten Orter kann Heil-
 genstatt nicht gezählt werden: da durch die Städter der leidige Hang
 zu Genüssen auch hierher verpflanzt worden ist, der den zum Sparen be-
 stimmten Groschen verschlingt; wie leider auch auf viele Bewohner der
 Dörfer in den nächsten Umgebungen von der Hauptstadt, mit der sie
 im täglichen Verkehr stehen, die Laster der untersten Classen in der-
 selben, nicht aber die guten Eigenschaften der gebildeteren Städter,
 übergegangen sind, so daß sie die Fehler der Städter und Landleute,
 die Tugenden aber von keinem derselben haben.“

Der Weg nach dem Krapfenwäldchen.

Von hier erhoben sich die drey Wanderer zu einem Spaziergange in das Krapfenwäldchen. Wenn auch Heiligenstatt in einem runden, kesselförmigen Thale liegt, so sind die nächsten Umgebungen des Dorfes doch sehr reizend, und biethen angenehme Spaziergänge nach Nussdorf, Grinzing, Sievring nach dem Kobenzel, Josephs- und Leopoldsberge und nach dem Krapfenwäldchen in verschiedenen Richtungen durch Weingebirge und Gartenanlagen neben dem rieselnden Nestelbache den Lustwandelnden dar, und wie man sich aus dem Thale erhebt, so stellen sich dem Auge immer neue Ansichten der lieblichsten Landschaften in den reizendsten Abwechslungen dar.

Die drey Lustwandelnden wählten den angenehmen Spaziergang neben dem Nestelbache in das Krapfenwäldchen. Schon am Anfange dieses Weges, der von einer Seite durch Nebenhügel und von der andern durch das mit Obstbäumen besetzte Ufer des in der Tiefe rieselnden Nestelbaches eingeschlossen ist, wies der Vater auf einen üppig wachsenden Nussbaum hin, in dessen Schatten der berühmte Conserger Bethoven, ein großer Verehrer der schönen Natur, auf den blumigen Rasen hingestreckt, seine an einfachen Melodien reiche Pastoral-Symphonie entworfen hat. Das Murmeln des sanft

zwischen Blumen sich hinwäzenden Vächleins, der muntere Schlag der Wachteln und Finken, die schwirrenden Töne der sich himmelwärts schwingenden Lerche, des Emmerlings und der Grasmücke, die in den niedrigen Gesträuchen um den Bach ihren friedlichen Wohnsitz aufgeschlagen haben, und in trauter Liebe ihre Zungen pflegen, mögen dem großen Dondichter ihre Singweisen zu dem lieblichen Tonwerke geliebet haben.

Je mehr der überaus angenehme Weg sich erhob, desto mehr dehnte sich die Fernsicht über das Marchfeld und den Donau-Ström bis an die Gränze Ungarns aus, wo die Ausläufer der Karpathen in dunkler Ferne auftauchen. Als die Wanderer aber gegen das Krappfenwäldchen hinanstiegen, da eröffnete sich ihnen, wie sie sich nach Nord-Ost wendeten, in weiter Ausdehnung das weite Marchfeld, das sich bis an den mit Reben reich bewachsenen Bisamberg auszudehnen scheint, und von dem mächtigen Donau-Ströme mit seinen vielen Inseln begränzt wird. Die große Kaiserstadt lag wie ausgebreitet von ihren Blicken da. Sehr mahlerisch zeigten sich die Thäler und Schluchten, durch welche sie von dem Josephs- und Leopoldsberge getrennt waren, und wie sie sich umwendeten, stand ihnen im Hintergrunde der nahe Kobenzel-Berg mit dem schönen Schlosse und niedlichen Gartenanlagen vor den Augen.

Sie machten nicht hundert Schritte vorwärts, ohne sich wieder umzuwenden, um der sich immer weiter ausdehnenden Fernsicht zu genießen, und so waren sie in immerwährender Bewunderung der schönen Landschaften, welche sich in immer wechselnden Bildern und verschiedener Begränzung ihren Augen darstellten, in das Krappfenwäldchen gelangt, wo sie Mittag zu halten beschloßen hatten.

Das Krapfenwäldchen.

Hier überraschte sie wieder eine ungemein reizende Übersicht der schönen Umgebungen Wiens von dem Bisamberge nordöstlich angefangen, bis südlich an den Aninger und Eichkogel. Selbst den Schneeberg mit seinem eisigen Gipfel kann man an heitern Tagen von hier aus mit freyem Auge erreichen.

Die beyden Söhne wunderten sich, hier ein gut eingerichtetes Gasthaus zu finden, und dieses war ihnen um so angenehmer, da die Bewegung in der freyen Luft und das Bergansteigen ihre Eplust gesteigert hatte. Sie nahmen mit dem Vater an einem der vielen Tische, welche in näherer und weiterer Entfernung von dem Gasthause in Gebüschen und unter schattigen Bäumen aufgestellt sind, Platz, und bestellten sich ein mäßiges Mittagsmahl.

Bevor ihnen aber dasselbe aufgetragen wurde, streiften die Knaben in dem Wäldchen herum, bis zu dem schönen Landhause am Gipfel des Hügels, wo sie die schöne Aussicht überraschte; denn was sie auf dem Wege von Heiligenstatt bis hierher nur theilweise und beschränkt gesehen hatten, lag jetzt, wie auf einer großen Landschaft ausgebreitet, vor ihren Augen da. Voll von Bewunderung über das,

was sie gesehen hatten, eilten sie zu dem Vater zurück, um ihre Freude ihm mitzutheilen.

Indessen dampfte schon die Suppe auf dem Tische, und der Magen mahnte an Befriedigung der Eßlust. Bey Tische bathen die beyden Knaben den Vater, daß er ihnen auch von dem Krapfenwäldchen etwas Merkwürdiges erzählen möchte.

„Merkwürdiges,“ sagte der Vater, „weiß ich von demselben nichts. Wie aber dieses Wäldchen zu einem Belustigungsorte für Naturfreunde nach und nach umgeschaffen worden ist, will ich euch kurz erzählen.“

„In diesem Wäldchen, wie es die Natur wachsen ließ, befand sich ein ärmliches Häuschen, die Krapfenhütte genannt, welches einem Hauer in Grinzing, Namens Seidl gehörte. Ein Herr von Königshof miethete es zu seinem Sommeraufenthalte, verschönerte es, und legte Wege im Wäldchen an. Dann ließ der Fürst von Lichtenstein, der so wunderschöne Anlagen auf dem Gebirge und in den Waldungen von Lichtenstein, Mödling, Brühl, Johannsstein, Greifenstein, Hadersfeld, Josepshs- und Leopoldsbey, Sebenstein, Adliggraben u. dgl. gemacht, und den Freunden der Natur wohlwollend geöffnet hat, auch das Krapfenwäldchen lüften, und neue Anpflanzungen entstehen. Er erbauete das niedliche Landhaus auf dem Gipfel der Anhöhe, und ließ den Platz vor demselben von dem Gehölze reinigen, um die weite Aussicht zu eröffnen.“

„Am Abende, wenn Wien und die große Landschaft um die unermessliche Hauptstadt, von der untergehenden Sonne beleuchtet wird,

ist das Bild entzückend schön. Auch das in ein Gasthaus umgestaltete Bauernhaus hat der menschenfreundliche Fürst erweitert, daß es sich zu einem Vergnügungsorte für die Lustwandelnden eigne, wo sie nach der Mühe des Bergsteigens Labung finden können.“

Der Kobenzelberg.

Nachdem der Vater und die beyden Söhne durch Speise und Trank sich gestärkt hatten, wollte er mit ihnen über Grinzing nach Hause zurückkehren. Aber der Kobenzel-Berg, der ihnen, wie sie bey Tische saßen, immer vor Augen war, hatte so viel Einladendes für sie, daß sie den Vater bathen, mit ihnen auf denselben bis zum Schlosse zu gehen, damit sie auch dieses und den großen Park an demselben näher besehen könnten.

Der Vater willigte ein, und ein sehr angenehmer Weg mit immer wechselnden Ausichten führte sie auf denselben.

„Wie hoch mögen wir,“ fragte Julius, als sie auf der Höhe angekommen waren, „jetzt über dem Wasserspiegel der Donau erhaben stehen?“

„Das Wirthshaus dort,“ antwortete der Vater, „und die an dasselbe stoßende Meierey steht 747, der Gipfel des Berges dort oben 973 Fuß über dem Spiegel der Donau. Wir mögen zwischen beyden Höhen in der Mitte uns befinden.“

Ohne zu ermüden, durchschritten die beyden Knaben mit dem Vater den an dem Bergabhange gelegenen großartigen Park mit der sehenswürdigen Grotte; sie bewunderten die herrlichen Gartenanlagen

und die Gruppierungen ausländischer und inländischer Gewächse und Gesträuche, die im Freyen wuchern, und abwechselnd in jedem Monate des Frühlings und Sommers eine andere Blütenflur darbieten. Eben standen die Rosen in ihrer mannigfaltigsten Flur da, und verbreiteten Wohlgerüche nach allen Seiten.

Das niedliche Schloß war wie eingefäumt von denselben, und die beyden Knaben verweilten hier um so länger, da sie von dem Plage vor dem Schlosse die ausgebreitetste Fernsicht hatten.

Von da begaben sie sich durch die Allee an dem Kastanien-Waldchen nach dem Lusthäuschen auf der Anhöhe, vor welchem sich ein niedliches Rosenbeet ausbreitet. Indem sie hier ihre Augen an der ungemein schönen Aussicht weideten, erzählte ihnen der Vater die Begebenheiten von diesem freundlichen und schönen Sommeraufenthalte.

Der Reisenberg in alter und neuer Zeit.

„Dieser Berg, auf dem wir uns jetzt befinden,“ sprach der Vater, „heißt eigentlich Reisenberg, und gehörte bis zu dem Jahre 1772 den Jesuiten. Nachdem dieser Orden aufgelöst worden war, kaufte ihn Graf Johann Philipp von Kobenzel an sich, und gestaltete ihn zu einem Sommeraufenthalte für sich um. Er legte den herrlichen Park an, an dessen Verschönerung durch mehr als zwanzig Jahre gearbeitet wurde.“

„Das Landhaus, welches die Jesuiten hier hatten, und das sich bey der unbeständigen Witterung in Österreich um so mehr zu einem Sommeraufenthalte eignet, da es durch die dasselbe umgebenden höheren Berggipfeln vor den Nordwinden geschützt ist, gestaltete der Graf

ganz neu um, und brachte dort in der schönen Jahreszeit seine Muße-
stunden zu. Auch der Meierhof und das Gasthaus wurden von ihm neu
geschaffen.“

„Von dem Grafen Kobenzel ging diese Besitzung an den Ba-
ron Pfaffenhofen über, der zwar das Landhaus verschönerte,
aber dem Parke und Garten weniger Aufmerksamkeit schenkte.“

„Der Kobenzel-Berg wird von den Wienern sehr zahlreich besucht,
welche sich durch die gesunde Luft und ungemein schöne Aussicht für die
Mühe des Bergsteigens reichlich belohnt finden.“

Grinzing.

Die beyden Eöhne stimmten bey, daß auch sie die Schönheiten, welche sie hier gesehen, durch den manchmahl etwas steilen Weg nicht zu theuer erkauft hätten, und der Vater bemerkte, daß die Fernsicht auf dem Rückwege, wo die vor ihnen liegende Landschaft von der Abendsonne beleuchtet wird, sie erst ganz für die Anstrengung des Bergsteigens entschädigen werde. Sie schlugen über den Berg hinab den Fahrweg ein, der nach Grinzing führt, und fanden bestätigt, was der Vater von der schönen Aussicht versprochen hatte.

Im Herabgehen sagte der Vater von dem Dorfe Grinzing, welches in der Tiefe immer vor ihren Augen lag, daß es von den Herren von Gründsing, welche das Dorf schon in dem zwölften Jahrhunderte besaßen, und in dem Trommelhose, wo jetzt das Bräuhaus ist, eine Burg gehabt haben, seinen Namen hat.

„Die Schicksale welche Grinzing im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte gehabt hatte“ fuhr der Vater fort „sind jenen der Dörfer Döbling und Heiligenstatt gleich, nur daß dieser Ort am 4. April 1604 auch durch eine Feuersbrunst fast gänzlich eingeäschert, und am 12. September 1683 von den Kaiserlichen mit Sturm genommen worden ist, nachdem sich die Türken sehr ta-

pfer hier vertheidiget hatten. Bey diesem Kampfe ist Grinzing ganz zerstört worden, daß es einem Schutthaufen gleich.“

„Erst nach und nach erhobte sich das Dorf wieder, und konnte sich lange nicht zu einem Wohlstande erheben, da auch die Weingärten verheeret worden waren. Der Weinbau war seit dem Mittelalter der Haupterwerb der Bewohner von Grinzing, und die Weingärten sowohl in der Ebene als auch auf den Abhängen der Berge haben eine günstige Lage für denselben, so daß der hier gewonnene Wein von jeher im In- und Auslande gesucht wurde.“

„Der Ort scheint vor dem Einfalle der Türken bedeutender gewesen zu seyn. Jetzt hat er 99 Häuser, und bey 850 Einwohner, welche neben dem Weinbaue auch einen Milch- und Obsthandel nach Wien treiben, und durch das Vermietthen der Wohnungen im Sommer an die Bewohner Wiens einigen Geldzuflus haben.“

„Nur wenige Wiener haben hier Landhäuser, desto mehr wird der Ort im Sommer von den Lustwandelnden, die nach dem Kobenzels-Josephs- oder Leopolds-Berge, nach dem Krapsenwaldel, Hermannskogel, Weidling u. s. w. Ausflüge machen, besucht, die sich auf dem Rückwege oft bey einem Glase guten Grinzinger von der Beschwerlichkeit des Bergsteigens erholsen.“

Unter Bemerkungen über die schöne Lage des Dorfes, war der Vater mit den Söhnen bis an das Dorf gekommen, und er machte sie auf die staffelartige Anlage eines Weingartens zu Anfang des Dorfes aufmerksam.

„Dieser Weinberg,“ sagte der Vater, „welcher sich an den sogenannten Loßhof anschließt, den der Hofrath Demetrius von Gö-

rög, Erzieher Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Carl, zu einem angenehmen Landhause in dem Inneren umgestaltet hat, enthält einen großen Reichthum aller Nebengattungen, die in den verschiedenen Ländern Europens gepflegt werden, und von denen die berühmtesten spanischen, französischen, italienischen, ungarischen und deutschen Weine gewonnen werden. Diese Reben sind hier so gut ge-
 diehen, daß von den Trauben ein köstlicher Wein gekeltert wird. Gegenwärtig ist die Witwe des Hofraths Görög Besizerinn von dem Los hofe und dieser werthvollen Rebenpflanzung.

Die Kirchweih.

Weym Herabsteigen vom Berge hatten die Knaben schon von fern einen über die Häuser hervorragenden Baum mit flatternden Bändern gesehen. „Dieser hohe und schlanke Baum,“ sagte Alfred, „deutet gewiß auf das Volksfest, die Kirchweih, hin?“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete der Vater; „entweder wird es heute gefeyert, oder es ist an einem der vorigen Sonntage gefeyert worden.“

„Bey diesem Feste geht es lustig zu,“ bemerkte Julius; „vielleicht sehen wir noch etwas davon. Wollen Sie mir nicht auch zugleich sagen, wie dieses Volksfest entstanden ist?“

„Seit dem vierten Jahrhunderte,“ entgegnete der Vater, „wurden die neu gebauten Kirchen zu den gottesdienstlichen Handlungen mit großer Feyerlichkeit von dem Bischöfe eingeweiht. Dieses geschieht auch noch jetzt, und die Kirchweih war immer ein großes Fest für die Glieder der Gemeinde, bey welchem sich auch ihre entferntesten Verwandten und Freunde einfanden, die von ihnen gut bewirthet wurden.“

„Wein und Tanz würzten die Vergnügungen unserer Altvorderen, und sie konnten daher am Abende nach der Einweihung der Kirche auch nicht fehlen. Der Gedächtnistag wurde jährlich wie mit der kirchlichen Feyer so auch mit Schmaus und Tanz bis auf den heutigen

Tag begangen, und Kaiser Joseph II., der wegen des Unfuges, der bey den Trinkgelagen, der Schwelgerey und dem nächtlichen Tanze oft geschieht, ein allgemeines Kirchweihfest auf den dritten Sonntag im October verlegte, konnte diese Volkssitte nicht unterdrücken.“

„Man nennt dieses Volksfest auch Kirchmesse oder Kirnse, welcher Nahme daher kommt, daß schon in dem Mittelalter in den Städten an der Cathedral-Kirche und an andern Orten, wo feyerlicher Gottesdienst gehalten wurde, und sich daher eine große Volksmenge versammelte, auch Kaufleute sich einfanden, und Markt hielten. Da dieses nun besonders bey der feyerlichen Kirchweih geschah, und der Gedächtnistag jährlich begangen wurde, so entstand, da Messe und Jahrmart schon gleich viel bedeuteten, die Benennung Kirchmesse.

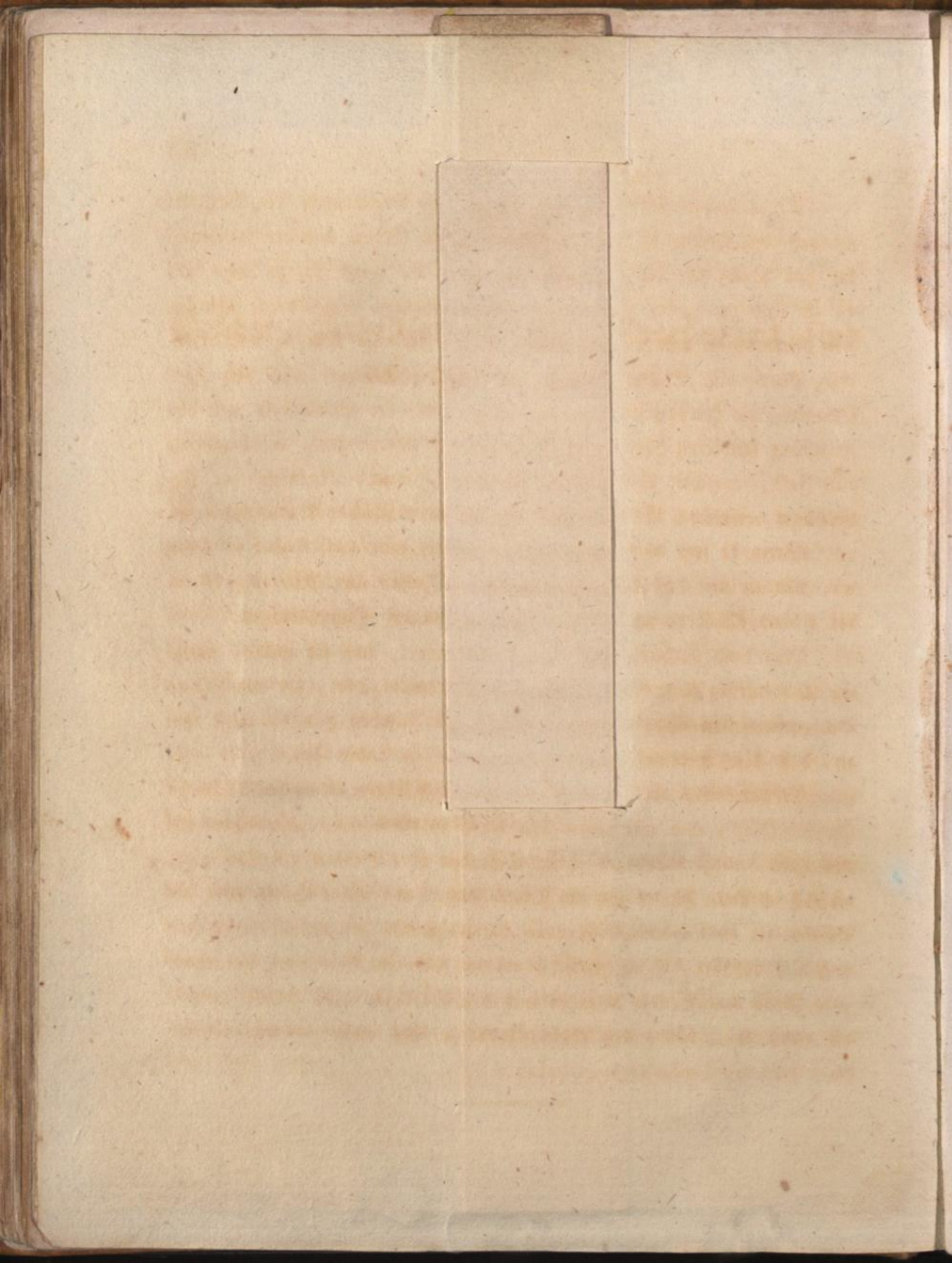
N a c h k i r c h w e i h e .

Die drey Lustwandelnden waren noch nicht weit durch das Dorf gekommen, als ihnen der schnarrende Ton einer Geige und ein frohes Gejauchze aus vielen Kehlen entgegen tönte. Sie standen bey einem Bauernhause, wo man heurigen Wein ausschenkte, und bey dem vollen Weinkrüge die Nachkirchweih feyerte.

Ein Bierfiedler, an einen Baum gelehnt, krazte seine Walzer, die er vor zwanzig Jahren schon eingelernt hatte, herab, und dieses elende Geschnarre setzte die Füße der Anwesenden, welche der geistige heurige Wein zur Lustigkeit gestimmt hatte, in Bewegung. Lärmend tanzten einige um ein Faß auf dem Grasboden herum. Andere jubelten mit dem Krüge in der Hand, und überall war Frohsinn und Heiterkeit verbreitet.



Nachkirchweihe.



So gestalten sich an den Sonn- und Feyertagen die Vergnügungen des Volkes in Wien. Der gemeine Mann wie der Handwerker hat Sinn für die Freuden der Natur. Es wird ihm zu enge und es ist ihm zu düster innerhalb der Ringmauern der Stadt. An seinen Ruhetagen will er wallende Felder, blumige Wiesen und schattige Auen und Wälder sehen. Er will die Wachtel und den Fink schlagen, die Lerche trillern, die Amsel flöten, die Grassmücke und den Hänfling schwirren hören. Er selbst will sich überzeugen, welche Ernte das Feld, welchen Segen der Obstgarten, welche Weinlese der Rebhügel verspricht. Er will sich frey in Gottes schöner Natur bewegen.

Wenn er sein mäßiges Mittagsmahl verzehrt hat, führt er Frau und Kinder auf das Land, durchwandert Felder und Wiesen, Weinberge und Wälder, und freuet sich des schönen Sommertages.

Aber bald mahnen ihn Frau und Kinder, daß sie müde, hungrig und durstig sind. Ein Fichten- oder Tannengipfel, der von einem Bauernhause an einer Stange bis über den Fußweg hängt, zeigt ihm an, daß hier unverfälschter heuriger Wein zu haben sey.

Er tritt ein, nimmt mit Gattinn und Kindern an einem Tische im Garten Platz, und alle lassen sichs bey dem Glase Wein, zu welchem ein von Hause mitgenommenes Stück Schinken oder Braten genossen wird, wohl geschehen. Findet sich ein Bänkelsänger mit einer Harse oder ein Bierfiedler, ein Leyeremann oder ein Sackpfeifer ein, so wird das Vergnügen noch viel erhohet, indem auch die müden Füße in Bewegung gerathen.

Spät am Abende kehrt er mit den Seinigen nach Hause zurück, und rühmt noch den guten Wein, sollte er ihm auch den letzten Groschen aus der Tasche gezogen haben.

Geschick, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind das sicherste Capital.

Eugenia, die Tochter des Baron von Felsenthau, war ein gutmüthiges, talentvolles Fräulein. Sie machte in den Gegenständen, in welchen junge Mädchen ihres Alters unterrichtet werden, einen erfreulichen Fortgang, woran aber mehr ihre guten Anlagen als ihr Fleiß Antheil hatten.

Eugenia war leichten Sinnes, flüchtig bey allen ihren Arbeiten, und mit so großem Eifer sie dieselben, so lange sie neu waren, angriff, eben so bald war derselbe erkaltet; sie langweilte sich, eine Arbeit länger fortzutreiben, und wollte sich bald mit einer neuen beschäftigen, bey welcher sie wieder nicht ausharrte.

Noch einen andern Fehler hatte sie; sie wußte keinen nützlichen und vernünftigen Gebrauch von dem Taschengelde zu machen, das sie von ihren Ältern monatlich erhielt. Das erste Beste, was ihr einfiel, wurde von demselben gekauft, und wenn sie sich in den folgenden Tagen etwas Nothwendiges oder Nützliches anschaffen oder einem Dürftigen, der ihr Mitleid erregt hatte, eine Gabe reichen wollte, so hatte sie kein Geld mehr.

Freylieh halfen hier oft ihre nachsichtigen Altern aus, und Eugenia fühlte wenig die Folgen ihrer Verschwendung. Als diese aber öfters von der Tochter bestürmt wurden, daß sie ihr Geld auf diese und jene Ausgabe, die sie von ihrem Taschengelde bestreiten sollte, geben möchten, fiel der Schleyer von ihren Augen, welche die allzugroße Liebe zur Tochter vor dieselben gezogen hatte, und sie sahen ein, daß Eugenia, bey welcher sie schon früher auch eine Abneigung gegen anhaltende nützliche Beschäftigung gewahr geworden, auch keinen nützlichen Gebrauch von dem Gelde machen könne, einen Hang zur Verschwendung zeige, der in seinen Folgen sehr verderblich für sie werden könne.

Sie waren daher bemüht, sie zur anhaltenden Thätigkeit bey nützlichen Gegenständen zu gewöhnen, sie den Werth des Geldes und eine zweckmäßige Verwendung desselben zu lehren.

E i n n i e d l i c h e s H ä u s c h e n .

Der Freyherr von Felsenthau brachte die schöne Jahreszeit mit seiner Familie auf seinem Landhause zu, welches, nur einige Stunden von der Hauptstadt entfernt, in einem Dorfe angenehm gelegen war.

An einem schönen Morgen des obstreichen Herbstes, machte die Baroninn Felsenthau mit Eugenia einen Spaziergang durch die Weingärten, mit welchen die Hügel um das Schloß und Dorf besetzt waren. Fast am Ende derselben wurden sie ein Häuschen gewahr, welches durch seine angenehme Lage und schönen Umgebungen ihre Augen auf sich zog.

Die vordere Wand an beyden Seiten der Thür war mit einer Weinhecke bedeckt, an welcher zwischen den dunkelgrünen Blättern die reifenden rothen und blauen Trauben hervorsinken. Die beyden Seitenwände des Häuschens waren von einem Gärtchen eingeschlossen, das sich bis hinter dasselbe zog, so daß jenes von drey Seiten mit obstreichen Bäumen umgeben war, unter welchen grünes Gemüse und buntfärbige Blumen den gut gepflegten Boden bedeckten. Neben dem Eingange zu beyden Seiten der Thür war eine Bank angebracht.

„Dieses Häuschen sieht sehr niedlich aus,“ sagte die Baroninn zu Eugenia, „willst du es nicht auch von innen besehen? Es scheint von einer betriebsamen Familie bewohnt zu seyn.“

Da Eugenia ein Verlangen bezeigte, das Häuschen und dessen Bewohner näher kennen zu lernen, so traten sie ein. Sie fanden die größte Reinlichkeit in demselben. Das Geräthe war von gewöhnlicher Gattung; aber alles glänzte wie ein Spiegel. Am Tische saß eine Frau mit ihren zwey Töchtern, die zwölf bis vierzehn Jahre alt zu seyn schienen.

Alle drey waren eifrig mit Näharbeiten beschäftigt. Ihr Anzug war einfach, ja Eugenia würde denselben ärmlich genannt haben; aber er war so gut geordnet und reinlich, daß er mehr als ein zierlicher gefallen mußte, an dem diese Eigenschaften fehlten.

Die fleißigen Nätherinnen.

Die Baroninn winkte den Nätherinnen, welche aufstehen, und sie ehrerbietig grüßen wollten, daß sie sich in ihrer Arbeit nicht sollten stören lassen. Sie und Eugenia besahen dieselbe, und fanden sie vortrefflich.

„Wie schön ist das Weißzeug,“ sagte Eugenia, „ich weiß nicht, was ich mehr an diesen Hemden bewundern soll, die feine Leinwand oder die schöne NätHEREY?“

„Sie urtheilen sehr gütig,“ entgegnete die Frau; „wir machen es so gut, als wir können.“

„Wie lange brauchen Sie zu solch' einem feinen Hemde?“ fragte die Baroninn weiter.

„Marie, meine ältere Tochter,“ antwortete die Frau, „ist die flinkeste unter uns, und die kann wohl manchmahl, wenn sie an den langen Sommertagen von vier Uhr Morgens bis neun Uhr Abends bey der Arbeit sitzt, ein Hemd in einem Tag verfertigen. Therese, meine jüngere Tochter, und ich brauchen wohl zwey Tage zu einem aber wir besorgen dabey die Küche und das Hauswesen, welches beydes freylich nicht viel Zeit erfordert, weil unsere Kost schmal, und das Hauswesen klein ist.“

„Sie müssen sich, gute Frau, mit Ihren Töchtern viel abmühen, und anhaltend arbeiten,“ sagte die Baroninn Felsenthaus, „um Ihren Lebensunterhalt zu sichern. Auch ist alles so rein, schön und ordentlich bey Ihnen, daß man mit Vergnügen hier verweilet.“ —

„Wir thun, was wir können,“ entgegnete die Frau; „wir sind zu arbeiten gewohnt, und es kommt uns nicht schwer an. Wir finden in der Arbeit nicht nur unsern Erwerb, sondern auch Beruhigung und Zufriedenheit bey dem großen Unglücke, welches uns betroffen hat. Meine beyden Töchter haben sich durch eigene Erfahrung die Überzeugung verschafft, daß es kein sicheres Capital gibt, als Geschicklichkeit, Betriebsamkeit und Sparsamkeit, und daß der barmherzige Gott jene

nicht verläßt, die auf ihn vertrauen. Unser Wahlspruch war immer: „Bethe und arbeite! und er hat sich bey uns bewährt.“

F r ü h e G e w ö h n u n g.

Diese Äußerungen eines frommen Sinnes bestärkten noch mehr die gute Meinung, welche die Baroninn von Felsenthau von der Witwe und ihren Töchtern gefaßt hatte. Sie verweilte länger in diesem Wohnsitze der häuslichen Tugenden, um sich näher über die früheren Lebensumstände dieser achtungswerthen Familie zu unterrichten, und sie glaubte, daß Eugenia hier sich die eigene Überzeugung von der Wandelbarkeit der Glücksumstände verschaffen, und daraus die Lehre ziehen könne, wie nothwendig es Töchtern aus jedem Stande sey, sich an nützliche Beschäftigung und Sparsamkeit zu gewöhnen.

Die wohlwollende Freundlichkeit, mit welcher die Baroninn von Felsenthau mit der Witwe sprach, machte diese zutraulich, und da sie sah, welchen Antheil die Baroninn an ihrem Schicksale nahm, erzählte sie auf die Aufforderung derselben Folgendes:

„Von Jugend auf wurde ich von meiner Mutter, die sich vorzüglich mit Verfertigung der Frauenzimmerkleider beschäftigte, zur Arbeit angehalten. Ich half ihr schon in meinem achten Jahre bey derselben, und sie konnte mich nie müßig sehen. Dadurch gewöhnte ich mich schon zeitlich an anhaltende Beschäftigung.“

„Die Nätherinn, welche für den allerhöchsten Hof nähete, war eine Verwandte meiner Mutter. Diese wollte, daß ich auch die feinen Näharbeiten lernen sollte, und als ich zehn Jahre alt war, arbeitete ich außer den Schulstunden immer bey der Hof-Nätherinn. Ich wurde

bald so geschickt in dieser Arbeit, daß sie mir sehr feines Weißzeug anvertraute, und durch anhaltenden Fleiß brachte ich es so weit, daß ich selbst Hemden für die erlauchten Glieder des allerhöchsten Hofes fertig machen durfte. In der Folge war ich die erste Nätherinn bey meiner Verwandten, und sie vertraute mir die feinsten Arbeiten an.“

Ein leichtsinniger Bruder.

„Ich war dadurch für meinen Erwerb gesichert, und trennte mich von der Hof-Nätherinn nicht mehr, bis ich heirathete. Ich war damals schon über dreyßig Jahre alt; meine Ältern waren früher gestorben, und ich konnte bey meinem Erwerbe sorglos in die Zukunft sehen.“

„Ein braver junger Mann warb um meine Hand; ich wollte nicht immer von einer Verwandten abhängen, und selbstständig werden; ich heirathete ihn, und eine glückliche Ehe wurde geschlossen. Zwölf Jahre lebte ich mit meinem Gatten in Eintracht und Zufriedenheit, und der Himmel segnete unsere Ehe mit diesen zwey Töchtern.“

„Mein Gatte betrieb einen Kleinhandel; ich vermehrte den Erwerb durch Näharbeiten, und wir lebten sparsam und zurück gezogen. Der Bruder meines Gatten übernahm ohne Vermögen einen Kornhandel; wir liehen ihm unser Erspartes, und mein Gatte verbürgte sich für ihn.“

„Der Schwager war ein leichtsinniger Mensch, der auf gutem Fuße lebte, wenn der Handel viel eintrug, und sich nicht einschränkte, wenn er Verlust erlitt. Er starb an den Folgen seiner unordentlichen Lebensweise, hinterließ viele Schulden, zu deren Zahlung mein Gatte verhalten wurde, weil er sich für den Bruder verbürgt hatte.“

„All unser Vermögen ging an des Bruders Gläubiger über, und mein Gatte mußte den Kleinhandel aufgeben, weil ihm die Mittel dazu fehlten. Er kränkte sich darüber so sehr, daß er in eine Krankheit verfiel, und starb.“

„Ich war nun auf den Erwerb durch die Arbeit meiner Hände beschränkt; meine beyden Töchter konnten fleißig mithelfen, weil ich sie frühzeitig zu einer anhaltenden und nützlichen Beschäftigung gewöhnt hatte, und so hoffte ich, mit Gottes Hülfe mir und meinen Töchtern den Unterhalt verschaffen zu können; und Gott hat mich bis jetzt gesegnet. Wir haben noch nie Mangel gelitten; obwohl die theure Wohnungsmiethen in der Stadt, die hohen Preise des Brennholzes und der Lebensmittel uns manche Einschränkung auferlegten. An Nahrung fehlte es uns nie, und wenn der Tag zu derselben nicht hinreichte, so nahmen wir die Nacht zu Hülfe.“

S t i l l e H ä u s l i c h k e i t .

„Es starben die Ältern meines Vaters, und hinterließen uns das Häuschen mit dem Garten, welches wir jetzt bewohnen. Wir bezogen es, und brachten das wenige Geräthe aus der Stadt mit, welches wir noch besaßen. Es ist nicht zu weit von der Hauptstadt entfernt, und wir können von unsern Kunden in derselben die Näharbeit leicht holen und dorthin zurück bringen. Aber auch aus den nahe gelegenen Landhäusern des Adels und der Reichen kommt uns viel Arbeit zu, und so geschieht es manchmahl, daß wir mehr Arbeit haben, als wir liefern können.“

„Jetzt hat uns der liebe Gott so weit gesegnet, daß wir uns

schon einige Annehmlichkeiten verschaffen können; aber es geschieht immer mit Vorsicht und Sparsamkeit. Obwohl wir auch dadurch einen neuen Zufluß erhalten haben, daß einige Mädchen gegen Bezahlung von uns Unterricht in weiblichen Handarbeiten erhalten, so geben wir doch keinen Kreuzer aus, ohne zu überlegen, ob das, was wir kaufen wollen, uns unumgänglich nothwendig ist.“

„Zuerst befriedigen wir die dringendsten Bedürfnisse, dann denken wir erst an das, was uns nützlich oder auch angenehm seyn könnte. Meine Töchter begnügen sich mit dem, was sie am nothwendigsten brauchen. An den Puß wird nicht gedacht; und doch sind sie immer im Anzuge nett und reinlich. Da sie auch vom frühen Morgen bis späten Abend beschäftigt sind, so denken sie gar nicht an eitle Vergnügungen, denen andere Mädchen ihres Alters nachjagen, und sie bitten nur den guten Gott, daß er sie gesund erhalten, und ihre Bemühungen segnen möchte.“

„So leben wir still und zufrieden fort, und wir wünschen nichts, als daß es immer so fort dauern möchte. Dieses ist unser tägliches Gebeth.“

B e s c h l u ß.

Diese Erzählung hatte auf Eugenia einen tiefen Eindruck gemacht, und sie bis zu Thränen gerührt. Sie und die Mutter schieden von dieser achtungswerthen Familie mit dem Versprechen, daß sie dieselbe bald wieder besuchen würden.

Die Mutter suchte den guten Eindruck, welchen die Erzählung der Witwe auf Eugenia gemacht hatte, zu unterhalten, und sprach

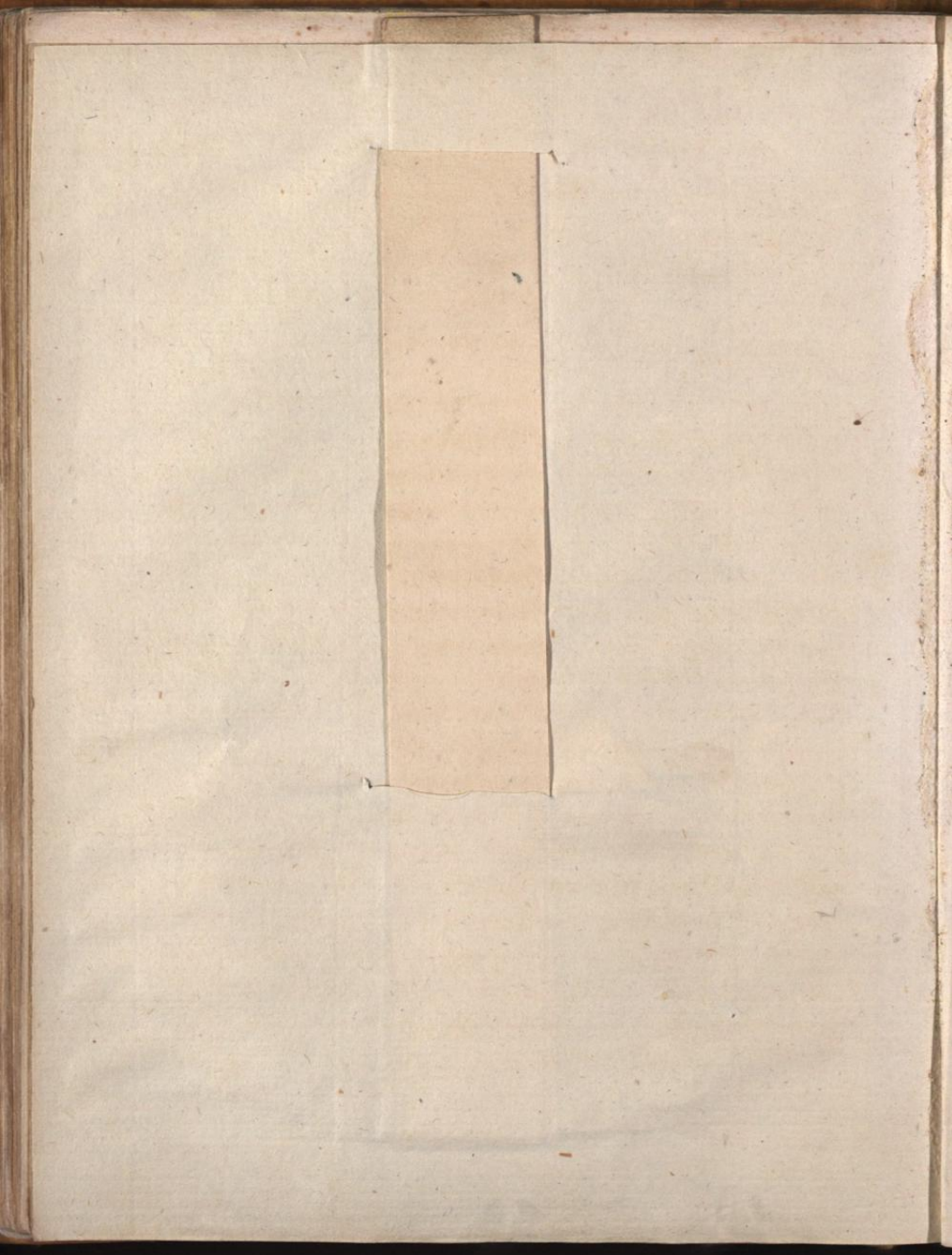
auf dem Rückwege nur von der Witwe und ihren Töchtern, indem sie Eugenia hinleitete, daß sie Vergleichen zwischen sich und denselben anstellte.

Eugenia sah ihr bisheriges Benehmen wie in einem Spiegel, und dasselbe zu ändern, war ihr fester Entschluß. Von nun an beschäftigte sie sich mehr und anhaltender mit nützlichen Arbeiten, und zog auch immer jene vor, von welchen sie einen besseren Gebrauch machen konnte. Insbesondere verfertigte sie auch Leinenzeug und Kleider für die Kinder armer Leute.

Lobenswerth war auch der Gebrauch, den sie von ihrem Taschengelde machte. Sie bezahlte bey der Witwe für mehrere arme Mädchen das Unterrichtsgeld; indem sie einsehen gelernt hatte, wie nützlich die weiblichen Handarbeiten und die Gewöhnung an nützliche Beschäftigung einem jeden Mädchen, insbesondere aber den Töchtern der unteren Volks-Classen seyen, indem diese sich bey jedem Wechsel des Schicksals einen Erwerb durch dieselben begründen können.



Die Jagd.



D i e J a g d.

Die Jagd gewährt dem Adel und vielen andern Menschen großes Vergnügen, und wird von ihnen zur Lust betrieben. Sie stärkt durch die anhaltende Bewegung in der freyen Luft den Körper, und härtet ihn ab, lehrt, Hitze und Kälte und anderes Ungemach ertragen, und gewöhnt an Entbehrungen mancherley Art.

Die Jäger treiben die Jagd als Gewerbe, und müssen es verstehen, das Wild, die Raubthiere und Vögel vermittelst ihrer Fährten oder Fußtritte und ihrer Witterung mit oder ohne Hunde aufzuspueren, sie zu beschleichen, zu tödten, oder mit Schlingen, Netzen, Fangeisen, Fallen oder Fallgruben zu fangen.

Es scheint, daß in den ältesten Zeiten, bald nach Verbreitung des Menschengeschlechtes und nach der Erfindung des Eisens der Mensch in die Nothwendigkeit versetzt worden ist, auf die wilden Thiere Jagd zu machen: denn wenn sich die Raubthiere an einem Orte, wo sich Menschen angesiedelt hatten, zu sehr vermehrten, so wurden sie denselben gefährlich, und man mußte bedacht seyn, die Thiere, welche das Leben der Menschen bedrohten, zu vertilgen. Vielleicht hat der Mensch damahls schon auch in Freyheit lebende Thiere erlegt, um sich von ihrem Fleische Nahrung zu verschaffen.

Da die Werkzeuge, welche die Menschen in dem ersten Zeitalter besaßen, zur Jagd wenig tauglich waren, so mußte er durch Nachdenken Mittel finden, durch deren Anwendung er die Stärke und Geschwindigkeit der wilden Thiere besiegen konnte.

Jagdliebhabeu in den ältesten Zeiten.

Die Alten schätzten den Nutzen der Jagd hoch; weil sie durch Vertilgung der Raubthiere das Leben schützte, durch Erlegung des Wildes Nahrung verschaffte, die Gesundheit befestigte, und auf den Krieg vorbereitete. Sie theilten sie in die Jagd in dem Wasser, oder in den Fischfang, in die Jagd in der Luft, d. i. auf die Vögel, und in die Jagd auf dem Lande ein, und verehrten jene als Helden, welche dieselbe erfunden hatten, und dadurch dem Menschengeschlechte nützlich geworden waren.

Gewöhnlich nennt man Nimrod, den König von Babylon, als den ersten Jäger. Seine Nachfolger im Reiche waren auch große Liebhaber der Jagd. Aus der Geschichte des alten Bundes wissen wir, daß Esau und Ismael schon mit Köcher und Bogen gejagt, und Simson die Schakal gefangen habe.

In Ägypten bekamen schon die Kinder im Gebrauche des Bogens zur Erlegung der wilden Thiere und auch für den Krieg Unterricht, und die Kinder, welche am Hofe des Königs Sesostris erzogen wurden, mußten sich immer auch mit der Jagd beschäftigen.

Bei den Königen und Großen aller Reiche war die Jagd in den ältesten Zeiten eine Lieblingsbeschäftigung. Der König Darius hielt so viel auf die Jagd, daß er befahl, auf seiner Grabchrift bezusehen,

daß er ein geübter Jäger gewesen sey. Die Könige der Perser, der ältere und der jüngere Cyrus, gingen gern auf die Jagd, und der König Artaxerxes Longimanus hielt seinen Söhnen eigene Lehren zum Unterrichte in der Jagd.

Die Götterlehre der Alten nannte die Diana die Göttinn der Jagd. Sie fabelten, daß ihr die Cyclopen auf der Insel Lipara Bögen und Pfeile bereiteten, daß ihr der Waldgott Pan zwey weiße und schwarze Hunde, drey mit hängenden Ohren, einen scheckigen und noch sieben andere Hunde zur Jagd gegeben habe, welche geschwin- der als der Wind liefen, und gute Spürhunde waren.

Die Griechen nannten Apollo als den Erfinder der Jagd, und erzählten, daß sein Sohn Aristäus, dem sie den Nahmen der Jäger beylegte, Bären und Wölfe mit Schlingen und Netzen gefangen, und den Menschen gezeigt habe, wie die Raubthiere zu bethören seyen.

Jagdlust bey den Griechen und Römern.

Die Lacedämonier beschäftigten sich in der freyen Zeit immer mit der Jagd, theils um sich mehr abzuhärten, theils um sich in dem Gebrauche der Waffen für den Krieg zu üben. Auch die Athenienser liebten die Jagd, und Xenophon schrieb ein Buch, wie das Wild zu erlegen und zu fangen sey. Auch war bey diesen Völkern schon eine Belohnung im Gelde für denjenigen ausgesetzt, der ein reißendes Thier tödtete.

Unter den Großen des alten Roms war das Jagdvergnügen sehr üblich. Scipio Africanus jagte oft in Macedonien. Domi-

tius Ahenobarbus, der Großvater des Kaisers Nero, gab Jagden in dem Circus, wo sonst Festspiele veranstaltet wurden. Eligobalus ließ den Circus Maximus in einen künstlichen Wald umstatten, indem Bäume mit der Wurzel ausgehoben, und dahin verpflanzt wurden. In diesen Wald wurden nun Hirsche, Rehe, wilde Schafe, Gemsen, Strauße und andere jagdbare Thiere, die man allenthalben zusammen fing, gebracht, und das geladene Volk durfte in dem Walde wie in einem andern Jagd-Reviere auf diese Thiere jagen. Diese Volksbelustigung hat sich bis auf die Zeiten Kaisers Constantin des Großen erhalten.

In dem Mittelalter war die Jagd eine allgemeine Beschäftigung des Adels, und die ersten Könige in Frankreich beschloßen ihre Versammlungen, die sie Parlament nannten, immer mit einer Jagd, woscher alle Parlaments-Glieder beywohnten.

H o h e u n d n i e d e r e J a g d.

Ehemahls war die Jagd frey, wie sie es noch in einem Theile von Ungarn, unter den im russischen Reiche lebenden Jägervölkern und in den beyden Indien ist. Jedermann konnte jagen, wo und wann er wollte. Jetzt ist in den andern Ländern die Jagdgerechtigkeit oder das Jagd-Negale ein Eigenthum des Landesherrn und der Herrschaftsbesitzer.

Man theilt sie in die hohe und niedere Jagd. Zu ersterer rechnet man Hirsche, Dammhirsche, Rehe, Wildschweine, Bären, Luchse, Wölfe, Gemsen, Schwäne, Trappen, Kraniche, Auerhähne, Fasanen, Hasel- und Birkhühner, Adler, Geyer, Uhu, Falken u. d. gl. Zur niederen Jagd gehören die Hasen, Füchse, Dachse, Biber,

Fischotter, Eichhörner, wilde Katzen, Marder, Iltis, Wiesel, die Wald- und Wasserschneppen, Repphühner, Wildgänse, Wildänten, Wildtauben, Wasser- oder Rohrhühner, Wachteln, Lerchen und andere kleine Vögel, auch Raben, Krähen, Elstern, Nußheher u. dgl.

In der Gegend um Wien hat der Landesfürst die hohe, mehrentheils auch die niedere Jagd. Wenn er die hohe Jagd allein hat, üben die Besitzer der Herrschaft die niedere Jagd aus. In weiterer Entfernung von der Hauptstadt haben die Herrschaftsbesitzer die hohe und niedere Jagd, welche oft sehr weit ausgedehnt und beträchtlich ist, wie im Erzherzogthume Oesterreich jene des Fürsten Lichtenstein in Feldsberg und Rabensburg, des Grafen Breuner in Grafenegg und Neuen eigen, des Grafen Hoyos in Gutenstein und Stirenstein, des Fürsten Neuß-Kößtriz in Ernstbrunn u. s. w.

Der Bezirk, in welchem dem einen oder dem andern das Jagdrecht zusteht, heißt das Jagd-Revier.

Der allerhöchste kaiserliche Hof hat neben andern großen Revieren, wo er die hohe und niedere Jagd ausübt, und die sich zum Theile in den Auen und Wäldern auf beyden Ufern der Donau in den Umgebungen von Wien befinden, einen großen mit einer Mauer umfangenen Thiergarten auf dem Wienerberge, kaum eine Meile von der Residenz-Stadt entfernt, in welchem Hirsche, Rehe, Wildschweine, u. d. gl. Wild geheget werden.

Die gewöhnlichsten Jagdunterhaltungen sind die jährlichen Kreisjagden im Spätherbste, wo eine große Zahl Hasen erlegt wird.

Viel Vergnügen verschafft auch die Jagd auf Fasanen, welche zu diesem Zwecke eigends in Fasanen-Gärten geheget werden. Aber

viele Fasanen leben auch wild in den Auen und Wäldern, und ihr Fleisch ist schmackhafter als von jenen, die halbwild aufgezogen werden.

Die Repphühner-Jagd wird im Herbst, die Wachteljagd im Sommer, die Schnepfenjagd im Frühjahr betrieben. Hirsche und Rehe werden fast zu jeder Jahreszeit, Wildschweine nur im Winter geschossen.

Die Hirschjagd.

Unter allen Jagdvergnügungen steht die Hirschjagd oben an, und an derselben nehmen gewöhnlich nur die erlauchtesten Mitglieder des allerhöchsten Hofes und der hohen Adels Theil.

Man nennt sie gewöhnlich eine geschlossene Jagd. Es wird das Rothwild in einen eingezäunten Wald getrieben, und dieser wird noch mit hohen Netzen umgarnt, und mit Wächtern umstellt, daß kein Hirsch entspringen kann. Jedem Schützen wird ein sicherer Stand angewiesen.

Diese Stände befinden sich mehrentheils in der Mitte des Waldes auf einem freien Platze, von welchem nach allen Richtungen wie von einem Mittelpunkte Durchhaue oder Gänge auslaufen. Zur Sicherheit der Schützen ist dieser freie Platz mit Wänden oder Netzen umschlossen.

Wenn nun die Schützen ihren Stand eingenommen haben, werden die Hirsche durch Treiber und Hunde nach der Gegend des freien Platzes getrieben, wo die Schützen stehen, und von diesen mit einer Kugel aus dem wohl gerichteten Feuerrohre erlegt.

Die Parforce-Jagd.

Noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in den kaiserlichen Forsten eine Parforce-Jagd veranstaltet. Sie scheint aus Frankreich zu uns gekommen zu seyn, weil sie auch die französische Jagd genannt wurde. Kaiser Joseph II. hat sie abgestellt. Sie konnte wie die Thierhege ein grausames Vergnügen genannt werden, weil das edle Thier, der Hirsch, durch eine Anzahl Jagdhunde so lange verfolgt wurde, bis er, durch die anhaltende schnelle Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle gehen konnte, und sich so lange mit der letzten Anstrengung gegen die erbitterten Hunde vertheidigte, bis diese ihn niederzogen, oder der Jäger ihm den Fang gab, d. i. mit dem Hirschfänger erlegte.

Zu der Parforce-Jagd wurde ein Hirsch mit schönem zackigen Geweihe in einen durch hohe Planken und feste Netze abgeschlossenen Wald getrieben, und dort bis zum Tage der Jagd, die mehrentheils am frühen Morgen anfang, verwahrt. Eine Anzahl Jäger wurde aufgebothen, welche sich mit ihren Hunden einfanden. Sie waren zu Pferd, und einige derselben waren mit großen Waldhörnern versehen, durch deren verschiedenartige Töne sie die Hunde zusammen riefen, oder zur Verfolgung des Hirschjes ermunterten.

Die geladenen Jagdsfreunde, unter deren Zahl sich nicht selten Damen befanden, saßen auch alle auf flüchtigen und sicheren Kennern. Wenn nun die Hunde die Fährte des Hirschjes aufgefunden hatten, so verfolgten sie ihn unter lautem Gebelle, und die Reiter waren hinter ihnen.

Aber lange konnten sie das flüchtige Thier nicht erreichen. Oft setzte der Hirsch, wenn er einen großen Vorsprung gewonnen hatte, seitwärts ins Dickicht; die erhitzten Hunde liefen vorüber, und er nahm in demselben den Weg zurück, während die verfolgenden Hunde immer vorwärts liefen, so daß sie seine Spur verloren. Hatten sie ihn wieder ausgewittert, so suchte er den Teich auf, sprang ins Wasser, und schwamm so flüchtig durch, daß ihm die Hunde nicht folgen konnten.

Da aber immer frische Hunde, wenn eine Zahl derselben ermüdet war, zu seiner Verfolgung losgelassen wurden, so konnten ihn nicht seine schnellen Läufe, nicht die gewagten Sprünge, nicht alle angewandte List retten. Der geängstigte Hirsch mußte endlich unterliegen, wenn es ihm nicht, da er noch bey Kräften war, gelang, über die hohen Planken und Jägerneze zu setzen und zu entwischen.

Auf der Stelle, wo er fiel, wurde er aufgebrochen und zerwirkt. Die Hunde leckten sein Blut, und sättigten sich von seinem Fleische.

Schicksale eines armen Waisen.

An einem schönen Sommertage war Albert mit seinem Vater von ihrem Landhause in Hising, wo sie die schöne Jahreszeit zuzubringen pflegten, in die Einsiedeley auf dem Bergabhange nächst Lainz, von welchem man die herrlichste Aussicht nicht nur über die schönen Umgebungen, sondern auch über die Hauptstadt selbst hat, spazieren gegangen, und sie ruheten in dem Garten des dortigen Gasthauses aus.

Als sie sich mit süßem Rahme und Weißbrote erquickten, sahen sie einen Mann von widrigen Gesichtszügen und einen Knaben von ungefähr acht Jahren über den Bergabhang heraufsteigen. Der Knabe mit einem angenehmen Gesichte, blauen Augen und lockigen blonden Haaren, aber einem ärmlichen Anzuge trug einen großen Pack Kleider in einen Teppich gewickelt unter dem Arme, und man sah es ihm an, wie schwer ihm die Last wurde. Erhigt und ermüdet kam er im Garten an.

Der Mann mit dem struppigen Haare und glühenden Augen schien die anwesenden Gäste im Gedanken abzuzählen; dann trieb er den Knaben mit einem Stöße vorwärts. Beide entfernten sich hinter ein Gebüsch, und erschienen bald darauf in einem ganz andern Anzuge. Der Mann war wie ein Gaukler und Seiltänzer gekleidet. Der

Knabe hatte lange, weiße Beinkleider, ein rothes Ärmelleibchen mit goldenen Tressen und eine blaue Binde mit Goldfransen um der Leib. Das schöne lockige blonde Haar zierte ihn noch mehr. Aber die von den getrockneten Thränen noch rothen Augen schienen zu verrathen, daß er erst Mißhandlungen von dem finsternen Manne erlitten habe.

Sein trauriger Blick, den er vergebens aufzubeitern suchte, sein abgemagerter Körper und seine blasse Gesichtsfarbe deuteten an, daß es ihm bey seinem rohen Gefährten nicht wohl ergehe.

Galsbrecherische Künste.

Der Gaukler stellte sich in die Mitte des freyen Platzes im Garten, verneigte sich nach allen Seiten, und rief mit gällender Stimme: „Meine Herren und Damen, erlauben Sie, daß ich und mein kleiner Joli Ihnen einige sehr sehenswerthe Künste darstelle, und ich hoffe, Sie werden die kurze Unterhaltung, die wir Ihnen machen, wohlgefällig aufnehmen.“

Jetzt wurde der Teppich auf die Erde gebreitet.

„Nun, Joli, rief der Gaukler, zeige, was du kannst!“

Dem armen Knaben, dessen Glieder vor Müdigkeit zitterten, stand das Weinen näher, als die Lust, die eingelernten Künste zu zeigen. Er mußte aber gehorchen; denn ein finsterner Blick des Gauklers deutete an, was er zu erwarten habe, wenn er länger zögerte. Er ließ sich auf die ausgespreiteten Hände nieder, schlug ein Knie nach allen Seiten, stellte sich auf den Kopf, daß die Füße in der Höhe waren, und bog sich endlich, nachdem er sich wieder auf die Füße gestellt hatte, mit dem Kopfe nach hinten so zurück, daß er mit

demselben die Erde berührte, und auf Kopf und Füßen zugleich stand.

Sein mit dunkler Röthe überzogenes Gesicht zeigte, welche Anstrengung ihm diese naturwidrige Stellung gekostet hatte. Albert fand nicht nur gar kein Vergnügen an dem Spiele des Knaben, den er bey dem ersten Anblicke lieb gewonnen hatte, sondern er hatte Mitleiden mit ihm, daß man ihn zu solchen unnützen und verwerflichen Künsten zwingt, die ihm, wie man aus seinen traurigen Mienen abnehmen konnte, gewiß nicht zusagten.

Als aber der Gaukler einen Stuhl ergriff, auf dessen Lehne der Knabe mit den Zehen des einen Fußes sich stellen mußte, jener das eine Bein des Stuhles auf die Zähne des Unterkiefers stellte, und auf diese Art den Stuhl und den Knaben balancirte, gerieth Albert in Angst, daß der Knabe das Gleichgewicht verliere, herabfalle, und Schaden nehme.

Er wendete die Augen von dem halbsbrecherischen Spiele weg, faßte die Hand seines Vaters, und sagte: „Ich kann nicht länger zusehen. Der Knabe wird herabfallen, und sich beschädigen!“

Doch der Knabe erhielt sich im Gleichgewichte, und nachdem er durch längere Zeit wie in der Luft geschwebt hatte, kam er wieder glücklich zur Erde.

A b s a m m e l n d e r G a b e n .

Der Gaukler machte noch einige Künste; dann befahl er dem Knaben, einen Keller zu nehmen, und von den Anwesenden die Gaben einzusammeln.

Wie der Knabe die Kunde machte, wendete der Gaukler kein Auge von ihm, und winkte ihm, bey niemanden vorüber zu gehen, ohne um eine Gabe zu bitten, und bey jenen stehen zu bleiben, welche zauderten, ihm etwas zu geben.

Als der Knabe vor Albert und dessen Vater stand, sah er sie mit einem freundlich bittenden Blicke an, als ob er sagen wollte: „Ihr scheint mir sehr gute Menschen zu seyn. Ihr könntet mir armen Knaben helfen, wenn ihr nur wolltet.“ Der Vater und Albert legten eine kleine Gabe auf den Teller.

Albert lächelte den Knaben freundlich an, drückte ihm ein Zehn-Kreuzer-Stück in die Hand, und indem er ihm zugleich ein Stück Weißbrot gab, sagte er: „Beides ist für dich allein!“

Der Knabe legte aber das Geld auf den Teller, und sagte leise und wehmüthig: „Ich darf keinen Häller für mich behalten, wenn ich nicht tüchtige Schläge haben will.“

„Wer ist so hart gegen dich?“ fragte Albert.

Der Knabe deutete mit einem schüchternen Blicke auf den Gaukler hin.

„Wie alt bist du?“ fragte Albert weiter.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Knabe.

„Du weißt es nicht?“ fuhr Albert fort, „bist du nicht der Sohn des Gauklers?“ —

„Nein, ich habe keine Ältern, und kannte sie nicht.“ —

„Dir scheint es nicht gut zu ergehen?“ —

„O wenn Sie wüßten, was ich leiden muß, und wie ich gemißhandelt werde! Wenn sich Gott meiner erbarmete! — Doch mein Herr

droht mir schon, daß ich mich zu lange bey Ihnen aufhalte. Gott befohlen, lieber junger Herr!“

Mit diesen Worten empfahl sich der Knabe.

Albert erbarmt sich des Knaben.

Nachdem der Knabe bey allen Anwesenden abgefammelt hatte, überreichte er die Gaben dem Gaukler, und setzte sich in einiger Entfernung hinter ein Gebüsch, um sein Stück Weißbrot zu verzehren, während sich der Gaukler eine Flasche Bier bringen ließ, die er, weiter entfernt auf das Gras hingestreckt, gemächlich trank.

Albert schlich sich zu dem Knaben, der sein volles Mitleid erregt hatte, und fragte ihn über seine Lebensverhältnisse. Der Knabe sagte ihm schüchtern, daß er nicht wisse, wer seine Ältern gewesen seyen, und auf welche Art er zu dem Gaukler, der ein Zigeuner ist, gekommen sey; daß er von ihm hart gehalten, und wegen einer kleinen Vernachlässigung oft empfindlich gezüchtigt werde; daß er kaum genug zu essen habe, täglich zu Gott bethe, daß er ihn aus den Händen dieses harten Mannes befreyen möge.

Dem guten Albert standen bey dieser Erzählung die Thränen im Auge; er tröstete den Knaben, und forderte ihn auf, daß er ihn in Hiesing in ihrem Hause besuchen möchte, wo er ihm vielleicht etwas Erfreuliches sagen können. Albert hatte nähmlich im Stillen den Plan entworfen, seine Ältern für den armen Knaben zu gewinnen, daß sie sich seiner annähmen, und ihm der harten Behandlung des Gauklers entzögen.

Albert trennte sich von dem Knaben, und erzählte dem Vater kurz, was er vernommen.

Albert sucht die Mutter für den Knaben zu gewinnen.

Albert war auf dem Rückwege und den ganzen Abend immer mit den Gedanken bey dem unglücklichen Knaben, und in sich gekehrt. Seine Mutter vermiste, als er nach Hause gekommen war, seine gewöhnliche Heiterkeit nach angenehmen Spaziergängen, und fragte ihn, was ihm fehle, ob er vielleicht sich nicht wohl befinde.

Albert glaubte diese theilnehmende Besorgniß der Mutter für seinen Zweck benützen zu müssen, und erzählte ihr umständlich und rührend, was er von dem Knaben vernommen, und suchte ihr Mitleid zu erregen, daß sie sich desselben annehme. Der Mutter gefiel wohl der gutmüthige Antheil, den Albert an dem Knaben nahm; aber sie machte ihm bemerkbar, daß man sein Mitleid nicht an Unwürdige verschwenden müsse.

„Wer weiß“ sagte sie, „was an dem Knaben ist, dessen du dich so warm annimmst? Er ist vielleicht in seiner ersten Jugend schon verdorben, und läßt sich auf guten Weg nicht mehr zurück führen. Er ist zwar in diesem Falle noch bedauernswerthiger; aber es ist schwer zu entscheiden, ob dein Vater und ich, wenn wir ihn in unsere Obforge übernähmen, ihn zu einem guten und rechtschaffenen Menschen umbilden könnten.“

Albert meinte, daß man es mit ihm doch wenigstens versuchen sollte.

Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „Derley Gaukler, besonders die Zigeuner, sind meistens Landstreicher, die sich

nie einer nützlichen Beschäftigung hatten widmen wollen, und es vorziehen, durch brotlose und halbsbrecherische Gaukeleyen sich ihren Unterhalt kümmerlich zu erwerben.“

„Der Knabe wird sich nicht leicht mehr an eine ordentliche Lebensart und an Thätigkeit gewöhnen lassen, und vielleicht durch das Beyspiel des Gauklers üble Gewohnheiten angenommen haben.“

Albert entgegnete, daß der Knabe kaum zehn Jahre alt und gewiß so beugsam wie ein junger Baum sey; daß, je länger er bey dem Gaukler verweile, desto größere Gefahr für seine Sittlichkeit drohe, und er hörte nicht auf, die Mutter zu bitten und zu bereden, bis sie ihm versprach, mit dem Vater wegen des Knaben, als dessen Gönner Albert sich laut bekannte, zu sprechen, und sich mit ihm zu berathen, was sie für denselben thun könnten.

Diese Zusage erfüllte den guten Albert mit freudiger Hoffnung. Er kannte die menschenfreundlichen Gesinnungen seiner Ältern, und erwartete von denselben den besten Erfolg für seinen Schützling.

Erscheinung im Garten.

Albert pflegte sehr früh aufzustehen, und im Garten auf die Lernstunden sich vorzubereiten. Er ging mit dem Buche in der Hand am folgenden Morgen in den Alleen des Gartens auf und ab; aber das Lernen wollte nicht recht gehen; er war zerstreut, und mit seinen Gedanken bey dem Knaben und dem Gaukler.

Auf einmahl hörte er im Gebüsch rauschen. Er wendete sich nach demselben, und sah zu seinem Erstaunen den Knaben aus demselben hervorkriechen.

Dieser faltete die Hände, und sprach wehmüthig bittend: „Erbarmen Sie sich meiner, guter junger Herr, und jagen Sie mich nicht fort!“

„Um Gotteswillen, wie bist du hierher gekommen?“ fragte Albert halb erschrocken.

„Ich war die ganze Nacht schon hier,“ antwortete der Knabe. „Gestern Abends habe ich mich in der Dunkelheit herein geschlichen.“

„Hat dich der Gaukler fortgejagt?“ —

„Nein, ich bin ihm entlaufen, als er in der Schenke trank, und mir nicht einer Bissen zu essen gab.“ —

„Er wird dich aufsuchen, und dich züchtigen?“

„Das kann wohl seyn; aber ich bitte Sie, verbergen Sie mich, daß er mich nicht finde. Und wenn Sie sich Gottes Lohn verdienen wollen, so geben Sie mir ein Kindchen Brot; denn ich verschmachte vor Hunger.“

Der Knabe vor Alberts Vater.

Albert bedeutete dem Knaben, daß er sich im Gebüsche verborgen halten sollte, und eilte fort, um ihm Brot zu bringen, und dem Vater zu sagen, was vorgegangen war. Der Vater befahl, daß er ihm den Knaben vorführen sollte. Albert kehrte zu ihm zurück, reichte ihm ein Stück Brot, das er mit Heißhunger verschlang, und geleitete ihn zu dem Vater.

Als der Knabe im Gartensaale sich demselben näherte, faltete er die Hände, fiel auf die Knie, zitterte an allen Gliedern, und konnte vor Angst kein Wort vorbringen. Alberts Vater hieß ihn aufstehen, und fragte ihn, wie er heiße.

„Rudolph,“ antwortete der Knabe. —

„Ist der Gaukler, mit welchem du herumziehst, dein Vater?“ —

„Nein, gnädiger Herr.“ —

„Wer sind denn deine Ältern?“ —

„Ich weiß nicht, ob ich noch Ältern habe. Der Gaukler sagte mir oft, daß auch er sie nicht kenne, und nur aus Barmherzigkeit mich zu sich genommen habe.“ —

„Wie lange bist du schon bey ihm?“ —

„Es mag wohl schon fünf Jahre seyn.“

„Du scheinst beyläufig zehn Jahre alt zu seyn. Kannst du dich gar nicht mehr an deinen Vater oder deine Mutter erinnern?“ —

Es kommt mir so vor, gnädiger Herr, als wenn ich einmahl eine Mutter gehabt hätte, die recht gut mit mir umging, mich herzte und küßte. Ich erinnere mich auch noch wie im Traume, daß wir in einem schön eingerichteten Hause gewohnt haben, welches aber in einer Feuersbrunst niederbrannte.“ —

„Ist es vielleicht nach diesem Brande geschehen, daß dich der Gaukler zu sich genommen hat?“ —

„Es kommt mir so vor; aber der Gaukler hat es immer widersprochen, und so oft ich davon zu sprechen anfing, geboth er mir Stillschweigen, wenn ich nicht Schläge haben wollte.“ —

„Aber warum bist du dem Gaukler, welcher dich schon so lange ernährt hat, entlaufen?“ —

„Er war seit längerer Zeit immer voll übler Laune; täglich schlug er mich, und gab mir so wenig zu essen, daß ich fast verhungert wäre, wenn mitleidige Wirthsleute, bey denen wir eingekehrt waren, mir

nicht manchmahl aus Barmherzigkeit einen Brocken zugeworfen hätten. Ich bitte Sie, gnädiger Herr, verstoßen Sie mich nicht; ich will mich gut aufführen, und Ihnen ewig dankbar für jede Wohlthat seyn.“

Alberts Freude.

Alberts Vater stellte noch mehrere Fragen an den Knaben, um ihn genauer zu erforschen, und er nahm aus allen seinen Antworten ab, daß der Umgang mit dem rohen Gaukler denselben weniger, als er besorgte, verdorben hatte; und ein gutes Gemüth, eine unverstellte Offenherzigkeit und eine Neigung zum Guten war an dem Knaben nicht zu verkennen.

Der Vater, dessen Herz von warmer Menschenliebe erfüllt war, und der seinem Sohne im Gesichte las, welches Vergnügen er demselben bereitete, wenn er sich des armen Knaben annähme, beschloß mit dem Gaukler Rücksprache zu nehmen, und ihn zu bewegen, daß er ihm den Knaben, wenn auch gegen eine Entschädigung an Gelde, überliesse.

Er schickte nach demselben, um diese Angelegenheit mit ihm zu verhandeln. Er befahl indessen, dem Knaben abgetragene Kleider von Albert zu geben, und ihm ein Frühstück zu reichen, daß er sich sättigen könne.

Wer war froher als Albert, daß seine Fürbitte gute Folgen gehabt hatte? Er hüpfte seinem Vater an den Hals, küßte ihn, und bath, daß er den Knaben nicht mehr verlassen, und für ihr sorgen sollte. Dann begab er sich zur Mutter, umhalsete sie, und schmeichelte ihr, daß sie den armen Rudolph in ihren Schutz nehmen, und Wohlthätigkeit an ihm üben möchte.

Als er von ihr freundliche Zusage erhalten hatte, ging er zu dem Knaben, der, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, das Frühstück sich gut schmecken ließ.

Rudolphs Wunsch wird erfüllt.

Der Gaukler hatte in derselben Nacht, in welcher ihm Rudolph entfloß, auch die Flucht ergriffen. Er hatte in der Schenke, wo er eingekehrt war, auf Borg gezehrt, und hatte sich mit dem Gelde, welches er an den vorhergehenden Tagen eingenommen, aus dem Staube gemacht. Der Wirth hatte ihm zwar seine Leute in verschiedener Richtung nachgeschickt, sie konnten ihn aber nirgends mehr auffinden.

Auf diese Art war dem Vater der Knabe anheim gefallen, wenn er ihn auch nicht gewollt hätte. Er ließ ihn vor sich kommen, sagte ihm, was mit dem Gaukler vorgegangen, und daß Rudolph ganz hülflos nun sey, wenn er sich seiner nicht annähme. Er versprach, für ihn zu sorgen, so lange er sich gut betragen werde.

Da fiel Rudolph dem Vater zu Füßen, dankte ihm für die Wohlthat, und gelobte, sich immer so zu betragen, daß der Vater mit ihm zufrieden seyn werde. Er wurde zu dem Gärtner in Verpflegung gegeben, und mit Leinzeug und der nöthigen Kleidung versehen.

Albert war voll Freude, daß sein sehnlichster Wunsch erfüllt worden, und wenn er eine freye Zeit hatte, so war er gewiß bey Rudolph, der jedem seiner Wünsche zuvorkam, und mit unermüdeter Bereitwilligkeit ihm alles that, was er ihm von den Augen absehen konnte. Der Vater hatte aber immer ein wachsamcs Auge auf

Rudolph, und zog von dem Gärtner genaue Erkundigungen über ihn ein.

Er sah und hörte nur Gutes. Der Knabe äußerte bey jeder Gelegenheit viel Gutmüthigkeit und einen gesunden Verstand; er war gefällig, aufrichtig, und griff zu, wo er mithelfen konnte. Er schien sich Albert zum Vorbilde zu nehmen, und ahmte gern nach, wie er ihn sprechen hörte, und handeln sah. Täglich erwähnte er mit rührenden Worten der Wohlthat, die er im Hause genieße, und gelobte, durch gute Aufführung sich derselben vollends würdig zu machen.

Rudolphs lobenswerthes Benehmen.

Albert wurde mit Befremden gewahr, daß Rudolph gar keinen Schulunterricht genossen hatte, weder lesen noch schreiben konnte, und von der Religion wenig wußte. Er fing mit ihm die Kenntniß der Buchstaben und das Buchstabiren an, und Rudolph fand so viel Vergnügen daran, daß er in jeder freyen Stunde übte, was ihn Albert gelehrt hatte, und einen bewunderungswürdigen Fortgang machte. Nach drey Monaten konnte er schon ziemlich fertig lesen.

Da bath Albert den Vater, daß er Rudolph en, der so gute Anlage und so viel Lernbegierde zeigte, in die Schule schicken möchte. Der Vater wollte Alberts wohlthätige Gesinnung auf die Probe stellen, und sagte, daß er wohl einsehe, wie nothwendig der Schulunterricht für Rudolph sey, daß er aber das Schulgeld nicht leicht bezahlen könne, da er ohnehin schon viele Auslagen für den Knaben habe. Albert both sich an, dasselbe von seinem Taschengelde zu bezahlen, und der Vater ließ es geschehen.

Rudolph wurde in die Schule geschickt, und da Albert nicht unterließ, die Schulgegenstände mit ihm zu Hause täglich zu wiederholen, so machte er bey seinen guten Anlagen und seinem anhaltenden Fleiße einen bewunderungswürdigen Fortgang.

Albert betrachtete sich gleichsam als den Gönner und Rudolph als seinen Schützling. Wo er von demselben etwas Gutes sah und hörte, hinterbrachte er es dem Vater und der Mutter. So gab Albert auch Rudolph oft Gelegenheit, vor seinen Ältern zu zeigen, wie weit er in den Schulgegenständen vorgeschritten sey, und das Lob, welches sein Schützling erhielt, freuete ihn so sehr, als wenn es ihm ertheilt worden wäre: so wie er auch oft mit Vergnügen daran dachte, daß der von ihm auf das Schulgeld angewendete Betrag so gute Früchte bringe.

Als Alberts Vater im Herbst mit seiner Familie in die Stadt zog, hatte Rudolph schon so viele Beweise einer tadelfreyen Auf-
führung und eines anhaltenden Fleißes gegeben, daß der Vater beschloß, die Wohlthat, die er dem Knaben erwies, so weit auszudehnen, daß er ihn in seine Familie aufnahm. Er schloß von nun an mit Albert in einem Zimmer, und aß mit Vater, Mutter und Albert an einem Tische, nahm auch an ihren Vergnügungen Theil.

D u n k l e E r i n n e r u n g e n .

Rudolph fühlte sich überaus glücklich. Albert war es nicht weniger; denn er empfand innige Freude über das Gute, welches er dadurch gestiftet, daß er Rudolph seinen Ältern empfohlen hatte. In der Stadtschule ging es mit Rudolph immer besser, und er wurde

in derselben bald unter die drey vorzüglichsten Schüler gezählt. Seine übrige Aufführung war in jeder Beziehung untadelhaft, und Alberts Ältern freueten sich, daß ihre Wohlthat so gut angewendet war.

Eines Tages überbrachte Rudolph dem Vater einen Brief von dem Postbothen in dessen Schreibzimmer, welches er noch nie betreten hatte. Während der Vater den Brief las, betrachtete Rudolph aufmerksam die illuminirten Kupferstiche, welche an den Wänden hingen. Sie stellten die Stadt Pesth und verschiedene Ansichten derselben, auch einer die Schiffbrücke vor, welche diese Stadt mit Ofen verbindet.

Vor letzterem verweilte Rudolph länger, und sagte bey sich selbst mit sichtbarer Bewegung: „Ja, das ist sie, ich kenne sie!“

Der Vater wurde hierdurch auf ihn aufmerksam gemacht, und fragte ihn, ob ihm diese Bilder gefallen? Er antwortete, daß er die Brücke zwischen beyden Städten kenne, und oft mit seiner Mutter über dieselbe gegangen sey.

„Lebte deine Mutter also in Ofen oder in Pesth, fragte der Vater; denn die Schiffbrücke hier verbindet beyde Städte?“

„Ich erinnere mich jetzt auf diese Namen,“ antwortete Rudolph, „dort in diesem Häuschen, vor welchem der große Baum steht, wohnten wir.“

„Es gerieth in Flammen, und seit dieser Zeit sah ich meine Mutter nie mehr.“

N u d o l p h s M u t t e r .

Diese wenigen Bemerkungen des Knaben wären hinreichend, daß der Vater nähere Erkundigungen über die Altern des Knaben und seine frühere Lebensumstände einzuziehen beschloß. Er hatte eine Schwester und mehrere Verwandte in Pesth. Er schrieb an dieselben, bezeichnete ihnen den Knaben, und bath sie, zu erforschen, ob sie etwas von seinen Altern erfahren könnten.

Diese gaben sich alle Mühe, und kamen dem Knaben auf die Spur. Sie berichteten, daß in dem bezeichneten Häuschen vor sechs Jahren noch eine Officiers-Witwe ohne Gnadengehalt gelebt, und als eine geborne Niederländerinn Unterricht in der französischen Sprache und in weiblichen Handarbeiten gegeben, einen vier- bis fünfjährigen Sohn von schlankem Körperbaue, sehr blondem, krausen Haare und schwarzen Augen, woran er besonders kennbar sey, gehabt; daß sie in der letzten Zeit an der Gicht und Auszehrung krank gelegen, daß bey der Nacht Feuer im Häuschen entstanden, die arme Frau vom Rauche erstickt, der Knabe aber zu gleicher Zeit vermißt worden sey, von dem auch keine Spur mehr aufgefunden werden konnte.

Die Zeit der Feuersbrunst, welche der Mutter das Leben nahm, und die Beschreibung und das Alter des Knaben stimmten so gut überein, daß Alberts Vater gar nicht mehr zweifelte, Rudolph sey der Sohn der Witwe, und während der Feuersbrunst von dem Zigeuner und Gaukler geraubt worden; und da auch ihm bekannt wurde, daß der Knabe keine Verwandte habe, die ihn zurückfordern und

sich seiner annehmen könnten, so beschloß er, väterlich für ihn zu sorgen, und ihn hinfür wie seinen Sohn zu behandeln.

V e r d a c h t.

Rudolph war schon länger als drey Jahre im Hause, und betrug sich so wohl, daß der Vater seine Freude an dem gut gestitteten, fleißigen und dienstfertigen Knaben hatte, und die Stunde segnete, an welcher er ihn ins Haus genommen. Allmählich entdeckte er aber eine Eigenschaft an demselben, welche ihm Besorgniß machte.

Rudolph erhielt wie Albert regelmäßig ein monatliches Taschengeld von dem Vater, auch Geschenke an Geld von ihm und der Mutter; denn er wurde wie ein Kind vom Hause gehalten.

Doch Rudolph gab von demselben nichts aus, und schien einen Hang zum Geitze zu haben. Er verkaufte sogar Zuckerwerk, Spielsachen und dergleichen Dinge, die er zum Geschenke erhalten hatte, an seine Mitschüler. Ja man überraschte ihn, daß er Hefte für dieselben gegen Bezahlung heimlich abschrieb.

So oft der Vater auf diese Habsucht anspielte, gerieth Rudolph in sichtbare Verlegenheit, und suchte auszuweichen. Der Vater wollte Rudolph en nicht verdammen, ehe er nicht überzeugende Beweise von dessen Habsucht hätte, und wartete den Geburtstag seines Sohnes ab, weil er noch immer hoffte, daß er an demselben mit einem Geschenke nicht hinter den andern Glückwünschenden zurück bleiben werde.

B e s c h l u ß.

Der Geburtstag kam. Er sollte in Hising gefeyert werden, und die freundliche Bitterung in den ersten Tagen des Monats April erlaubte es. Albert bekam von seinem Vater schöne Bücher, von seiner Mutter eine niedliche Weste; jeder Hausgenosse brachte mit dem Glückwunsche eine kleine Morgengabe. Nur Rudolph zögerte, und man stieg in den Wagen, ohne daß er seinem Freunde und Wohlthäter ein Angebinde überreicht hatte.

Der Vater war über Rudolph sehr aufgebracht, schalt ihn im Gedanken undankbar, wollte ihm aber nicht sogleich Vorwürfe machen, um die Freude des Tages nicht zu verderben.

Als man sich im Landhause zu Tische setzte, und Albert die Serviette vom Teller wegnahm, lag eine schöne goldene Taschenuhr unter derselben. Rudolph stürzte auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, und sagte mit Thränen im Auge: „Nimm dieses Angebinde, welches du dir schon lange gewünschet hast, wohlgefällig von deinem dankbaren Freunde auf, welcher nie die Wohlthat wird vergelten können, die du ihm als armen, verlassenem Knaben erwiesen hast, aber sie, auch nie in seinem Leben vergessen wird.“

Nun war das Räthsel gelöst, und der Vater wußte, warum Rudolph so gespart hatte.

Das unerwartete Wiedersehen.

Herr Dumont war seit mehreren Jahren von Aix in Frankreich, wo er Handelsgeschäfte trieb, in Ost-Indien abwesend. Sein Bruder war dort gestorben, und hatte eine bedeutende Erbschaft hinterlassen, die Dumont für sich und seine andern Verwandten in Frankreich in Ordnung bringen und in Empfang nehmen sollte. Auch hatten andere Handelsfreunde ihm Geschäfte in dem fernen Erdtheile übertragen, deren Schlichtung dessen Abreise aus demselben sehr verzögerte.

Seiner Gemahlinn war in der Abwesenheit des Vaters die Erziehung der drey Kinder, Emma's, eines Mädchens von eilf, Isabellens, eines Mädchens von neun, und Alfreds, eines Knaben von acht Jahren allein überlassen, und sie besorgte dieselbe mit so vieler Umsicht und Gewissenhaftigkeit, daß sie hoffen konnte, der Vater werde bey seiner Zurückkunft an dem geistigen und körperlichen Gedeihen der Kinder eben so viel Vergnügen als an seinen glücklich geendeten Geschäften haben. Besonders suchte die fromme Mutter die Kinder zur Gottesfurcht anzuhalten, und sie zu gewöhnen, daß sie all ihr Thun und Lassen auf Gott bezögen, und in allen Ergebnissen des Lebens die weisen Fügungen Gottes verehreten.

Dadurch wurde ihnen die Sehnsucht nach dem abwesenden Va-

ter und die Sorge um sein Schicksal in dem fremden Erdtheile sehr erleichtert, und täglich bethete die Mutter mit den Kindern des Morgens und des Abends, daß der gute Gott den Vater beschützen, und gesund und wohlbehalten in ihre Arme zurückführen möchte.

Die Hoffnung wird getrübet.

Endlich langte ein Brief an, daß der Vater seine Rückreise nach Europa auf dem Schiffe *Invincible* antreten werde, und er berechnete beyläufig die Zeit, wann er bey den Seinigen eintreffen könnte. Dieser Brief erfüllte die Mutter und die Kinder mit Freude, und alles wurde vorgekehrt, daß seine Ankunft durch nichts getrübet werde, daß er vielmehr allenthalben nur Zufriedenheit und Vergnügen fände, wohin er die Augen wendete.

Jeder Tag wurde gezählt, und es wurde genau berechnet, in welcher Zeit der geliebte Vater ankommen könne, wie auch die Sehnsucht nach ihm desto höher stieg, je näher seine Ankunft heranrückte.

Aber die Hoffnung der Mutter und der Kinder wurde sehr getrübet. In den letzten acht Tagen vor der berechneten Ankunft des Vaters wütheten heftige Stürme, und fast täglich lief die traurige Nachricht ein, daß ein oder das andere Schiff verschlagen, an das Gestade getrieben, gescheitert oder von den Wellen verschlungen worden sey. Mutter und Kinder zitterten bey einer solchen Nachricht, forschten immer nach dem Nahmen des verunglückten Schiffes, und ihre Hoffnung heiterte sich auf, wenn der *Invincible* nicht genannt wurde. Sie dankten dann Gott im herzlichsten Gebethe, und steheten zum Himmel, daß er ihren Vater hinsfür beschützen möchte.

S c h i f f b r u c h .

Doch der Tag, welchen die Mutter und die Kinder für die Ankunft des Vaters berechnet hatten, war vorübergegangen, und noch wütheten die Stürme. Das Schiff, welches ihn trug, war schon nahe an die Küste der Provence gefegelt; der Vater hoffte am folgenden Tage seine Frau und Kinder zu umarmen, als ein heftige Sturm dasselbe wieder in die weite See trieb.

Es wurde durch mehrere Tage von den brausenden Wellen herumgetrieben, bald himmelan durch die Wogen gehoben, bald in den Abgrund geschleudert. Es verlor Anker, Taue, Masten und Segel, und ein großer Theil der Schiffsladung mußte über Bord geworfen werden, um das Schiff zu erleichtern, daß es nicht unterginge.

Endlich wurde es durch einen heftigen Windstoß auf einen Felsenriff geworfen, wo es scheiterte. Da rettete sich von der Schiffsmannschaft und den Reisenden, wer im Boote Platz hatte; andere wurden von den Wellen, die über das feststehende Schiff zusammentrafen, in die Tiefe des Meeres geschleudert; einige ergriffen ein Bret, und stürzten sich in die See, um auf demselben das Ufer zu erreichen; das Boot aber steuerte der Küste zu, wurde in der Nähe derselben von einer thurmhoch gehenden Welle verschlungen, und die meisten, die in demselben Rettung gesucht hatten, fanden in der Tiefe des Meeres den Tod; nur wenigen gelang es durch Schwimmen sich zu retten, und diese wurden von den Wogen an die Küste gewaltsam geworfen.

R e t t u n g.

Unter der geringen Zahl der Geretteten war Herr Dumont. Eine Woge hatte ihn um Mitternacht an das Ufer getrieben. Er war wie gelähmt an allen Gliedern durch die Todesangst und die heftige Erschütterung. Mit Mühe schleppte er sich bis zu einer Fischerhütte, wo er menschenfreundliche Aufnahme fand, die man den in Meeresstürmen Verunglückten niemahls versagt.

Er verwechselte seine nassen Kleider mit dem Anzuge des Fischers, erhielt stärkende Nahrung und ein erwärmendes Nachtlager. Als er des Morgens erwachte, sah er keine Spur mehr von dem Schiffe und Boote, auch von der Schiffsmannschaft und seinen Reisegefährten war nichts mehr zu entdecken.

Alle Reichthümer, welche er aus Ost-Indien mitgebracht hatte, waren mit dem Schiffe von den Wellen verschlungen worden, und doch dankte er Gott, daß er ihm das Leben erhalten hatte.

Nachdem er sich bey dem Fischer erholt hatte, nahm er Abschied von demselben, erbath sich aber von ihm den ihm geliebten Fischer- oder Matrosen-Anzug, und trat in demselben den Weg nach Aix an. Aus dem Schiffbruche hatte er nichts als seine Briefftasche gerettet, in welcher sich sein Reisepaß, einige Wechsel und Banknoten befanden.

Herr Dumont im Hause der Seinigen.

Spät am Abende kam er in der Verkleidung eines Matrosen bey seinem Hause ganz unerkannt an. Seine Frau und Kinder waren sehr bestürzt; denn es war ihnen die zwar noch unverbürgte Nach-

nicht zugekommen, daß auch der Invincible verunglückt sey. Jedes erschöpfte sich in Muthmaßungen, wie es dem Vater bey diesem großen Unglücke ergangen sey, und jedes wünschte, daß die Nachricht entweder falsch, oder der Vater wenigstens gerettet sey. In dieser Aufregung hatten alle Thränen im Auge, und eines sah das andere mit banger Behmuth an.

Da hörte man an der Thür pochen. Die Magd eilte zu derselben, und fragte, wer Einlaß begehre.

„Kann ich nicht Frau Dumont sprechen?“ ließ sich eine Stimme vor der Thür vernehmen.

„Ich werde Sie sogleich bey ihr melden,“ antwortete die Magd, und schloß die Thür auf, indem sie dem Fremden bedeutete, daß er in dem Vorzimmer auf Antwort warten sollte.

„Was wünschen Sie von der Frau Dumont?“ fragte die Magd, ehe sie sich entfernte.

„Ich bringe ihr Nachricht von jemanden, der sie sehr nahe angeht,“ entgegnete der Matrose.

„Vielleicht von ihrem Gemahle?“ erwiederte die Magd neugierig.

Bey diesen Worten kam Emma, welche aus dem Gespräche die Ankunft eines Fremden vermuthete, aus dem Zimmer, und fragte den Matrosen mit freundlicher Miene, was er wolle.

„Zuerst bitte ich,“ antwortete dieser, „daß ich mich niedersetzen darf; denn ich bin von dem Wege ganz erschöpft; dann wünschte ich Frau Dumont zu sprechen. Ich bin doch nicht irre gegangen; hier wohnt sie doch?“ —

„O ja, und sie wird gleich erscheinen. Doch, ihr scheint ein

Matrose zu seyn. Bringt ihr gute oder schlimme Nachricht von der See? Dientet ihr vielleicht auch auf einem Schiffe, welches durch den Sturm zu Grunde gegangen ist?“ —

„Leider bin ich ein Schiffbrüchiger.“ —

„Ich bedaure euch vom Herzen.“ Woher kam das Schiff, auf welchem ihr Schiffbruch erlitten habet?“

„Aus Ost-Indien.“ —

„Wie hieß es,“ fragte Emma mit zitternder Stimme.

„Der Invincible.“ —

„Befand sich nicht ein reisender Kaufmann aus Nir auf demselben.“

„Sawohl, und von demselben bin ich gesendet, um hierher gute Nachricht zu bringen.“ —

„Er lebt also noch?“ —

„Ja er lebt, und ist wohlbehalten dem Schiffbruche entgangen.“

U e b e r r a s c h u n g .

Emma hatte kaum diese Worte vernommen, als sie laut aufschrie: „Mutter, Isabelle. Alfred! der Vater lebt, er ist gesund, kommet geschwind, daß ihr es von dem Matrosen selbst vernehmet.“

In demselben Augenblicke waren die Mutter und die beyden Kinder in das Vorzimmer getreten; sie umringten den Matrosen, und jedes von ihnen richtete eine andere Frage an ihn, die er sogleich beantworten sollte. Freudig riefen die Kinder aus, daß sie das Liebste verlieren, und alles und alles hergeben wollten, weil nur ihr Vater gerettet sey.

Da konnte Herr Dumont die innere Bewegung seines Herzens

nicht mehr verbergen, Thränen traten ihm in die Augen, und mit gebrochener Stimme rief er aus: „Bin ich euch allen so fremd geworden, daß ihr mich nicht mehr kennet? Kommet in meine Arme, geliebte Frau und Kinder!“

Frau Dumont sank an die Brust des geliebten und heiß ersehnten Gatten, die Kinder umklammerten ihn, das Wort erstickte im Munde eines jeden, und nur Freudenthränen flossen. Vater! Geliebter Gatte! O meine liebe Frau und Kinder! waren die einzigen Laute, welche man vernehmen konnte. Vergessen war die ängstliche Besorgniß, welche die Mutter und Kinder um das Schicksal des Vaters, vergessen waren die Todesangst und Gefahren, welche der Vater bey dem Schiffbruche gehabt hatte.

Als die ersten Regungen der überschwenglichen Freude bey dem unverhofften Wiedersehen einer ruhigen Besonnenheit Platz machten, sprach der Vater von den Gefahren seiner Rückreise und von dem Schiffbruche, und bemerkte, daß er von demselben nichts als seine Brieftasche mit den Wechseln und einiger Barschaft gerettet habe.

Frau und Kinder schwammen bey dieser Erzählung in Thränen; als aber der Vater seines Verlustes erwähnte, sprachen die Kinder einstimmig, daß sie desselben gar nicht achteten, daß sie gern in Armuth leben, und wenn sie erwachsen seyn würden, selbst ihren Unterhalt mit der Arbeit ihrer Hände gewinnen wollten, weil nur der Vater gerettet sey.

Überwältiget von diesem freudigen Gefühle fielen alle auf die Knie, und dankten mit gen Himmel erhobenen Händen dem allmächtigen Gott für die Erhaltung des geliebten Vaters. Es war eine rüh-

rende Scene, Vater, Mutter und Kinder auf den Knien im inbrünstigen Gebethe zu sehen, das gewiß nie mit freudigeren Gefühlen zum Himmel gesendet wurde. Dann unarmten sie sich wieder wechselseitig unter dem Ausdrucke der süßesten Wonne.

Nach Leiden Freuden.

Erst später wurden die Mutter und die Kinder gewahr, wie nachtheilig die gefahrvolle Seereise und der Schiffbruch auf die Gesundheit des Vaters gewirkt hatten. Von denselben und von der Freude des Wiedersehens erschöpft, sank er auf einen Sessel hin, und schien einer Ohnmacht nahe zu seyn.

Da lösete sich die allgemeine Wonne in ängstliche Besorgniß auf, und die Mutter und Kinder beeiferten sich, dem Vater alle mögliche Hülfe zu bringen. Stärkende Nahrung und die nächtliche Ruhe gaben dem Vater neue Kräfte, und er erwachte am folgenden Morgen gestärkt zur Freude Aller.

Noch nie wurde ein fröhlicheres Frühstück eingenommen, als an diesem Morgen, und jedes Glied der Familie hatte dem Vater etwas Neues zu erzählen, und ihm neue Beweise der zärtlichsten Liebe zu geben. Der Vater war entzückt über das Benehmen der Kinder, und dankte der Mutter in rührenden Umarmungen für die Treue und Sorge, welche sie während seiner Abwesenheit auf die Kinder verwendet hatte.

Von nun an gingen dieser guten Familie nur frohe Tage auf. Von der Schiffsladung, bey welcher sich auch des Herrn Dumont Schätze aus Ost-Indien befanden, wurden mehrere Kisten von den

Wellen an das Land gespührt, und so erhielt auch er den größten Theil seines Reichthums, den er außer den Wechselln von der Erbschaft aus dem fremden Erdtheile mitgeführt hatte.

Man sagt, daß die Familie Dumont den nützlichsten Gebrauch davon gemacht, und zur Dankbarkeit für die Rettung des Waters insbesondere die Armen reichlich bedacht habe.



Musik und Tanz.



M u s i k u n d T a n z .

Wir leben in einem musikalischen — ich möchte sagen — in einem hopsenden, hüpfenden und tanzenden Zeitalter. Die Tanzmusik erschallt von allen Seiten, ohne Walzer und Galoppen gibt es keine Erholung in Privatirkeln und an den öffentlichen Vergnügungsortern; ohne Walzer schmeckt dem ehrsamem Handwerker weder Wein noch Bier in der Schenke, und selbst die wohlthätige Gabe muß durch Walzer und Galoppen aus der Tasche gelockt werden. In der Familie, wo ein Fortepiano steht, wird wöchentlich, in mancher täglich gewalzt, und durch alle Gassen und Straßen der großen Residenz-Stadt ist Musik und Tanz verbreitet.

An allen Straßenecken sind im bunten Gemische und in dichten Reihen ellenlange Zettel mit fingerlangen Buchstaben angeklebt, durch welche in der Carnevals-Zeit die Tanzlustigen zur Theilnahme an den Bällen im Saale zum Sperl, zum goldenen Steg, zum Zeisig, zum guten Hirten, zum römischen Kaiser, ins Elisium, in den Apollo-Saal, ins Casino bey Dommayer, und zu Bällen in unzähligen andern Orten eingeladen werden. Ganze Seiten der Zeitungsblätter sind mit Einladungen zu Tanzvergnügungen angefüllt, und in sehr vielen andern Orten erschallt Tanzmusik, ohne daß sie hochtrabend angekündigt worden ist.

Fehlerhafte Richtung der Musik.

Würde ein Reisender aus einem fremden Erdtheile in der Carnevals-Zeit plötzlich nach Wien versetzt, so müßte er, wenn er diese Unzahl von Ballankündigungen mit einem Blicke überschauete, auf den Gedanken gerathen, daß in der Faschingszeit Musik und Tanz den Wienern der Hauptzweck des Lebens sey, und daß sie nichts anders zu thun hätten, als zu hupsen und zu walzen.

Wie würde er sich wundern, daß die Musik, die reinstgeistige aller Künste, welche so unmittelbar und sanft auf das Gemüth wirken, und die verschiedensten Empfindungen und Seelenzustände ausdrücken kann und soll; daß die göttliche Musik, deren erster Zweck war, das fromme Gemüth zu ergreifen, die Andacht zu erhöhen und den Gottesdienst zu verherrlichen; daß die begeisternde Musik, die von gepriesenen Helden gebraucht wurde, den Muth der Krieger anzufachen, und die noch jetzt ganze Massen derselben in tactmäßiger Bewegung erhält; daß diese belebende Musik, die ganz geeignet ist, bey dramatischen Vorstellungen jene Gemüthsstimmung des Zuschauers herbeizuführen, die zur richtigen Auffassung des Theaterstückes erforderlich ist, und bey der Oper mittelst des Gesanges den Seelenzustand der handelnden Personen so richtig ausdrückt und gleiche Gefühle bey dem Zuhörer erregt; daß diese Musik, deren Erfindung die Alten einer Gottheit zugeschrieben haben, in unserem Zeitalter von dem rein Geistigen ins sinnlich Materielle herabgesunken ist, und nur darum so hoch gestellt wird, weil sie die Füsse in Bewegung setzt. Unsere größten Heroen der Tonkunst, der unerreichbare Haydn, der unerschöpf-

liche Mozart, der genialische Beethoven, welche für die Ewigkeit geschrieben haben, und deren unübertreffliche Tondichtungen noch immer das Gemüth ergreifen, und Thränen hervorlocken, haben bey ihren Zeitgenossen wohl Anerkennung und Bewunderung, aber keinen so ausgebreiteten Ruf gefunden, wie die allbeliebten Tanzmusik-Compositeure unseres Decenniums: als ob der Tonsinn bey unsern Zeitgenossen in die Füße herabgesunken sey, und mit dem Tonsinne zugleich auch der Verstand gelitten habe; weil sich so viele durch die Galoppe und Walzer dieser Meister zu unsinnigen Tänzen hinreißen lassen, welche Unschuld, Gesundheit und Leben in Gefahr bringen.

Nur Mißbrauch schadet.

Meine lieben Leser und Leserinnen werden mich für einen griechischen, wunderlichen Alten ansehen, der, weil mit dem Alter das Gehör schwächer, die Füße ungelentker und der ganze Leib der Ruhe bedürftiger wird, aus Mißgunst ihnen Musik und Tanz verleiden will.

Sie irren sich, meine Lieben. Von jeher war ich ein Freund der Musik, und habe mich immer gern an Gesellschaften angeschlossen, die in Musik und Tanz Erholung und Vergnügen suchten. Ich kenne die Wirkungen der Musik auf das Gemüth und auf Beredsung des Gefühls, und rathe allen jungen Leuten, Musik zu lernen, und die freyen Stunden mit derselben auszufüllen. Mich berührt ein schönes Lied, eine sanfte Melodie so angenehm, mich erschüttert eine Trauer- oder auch eine erhabene Kirchenmusik so sehr, daß sich meine Augen mit Thränen füllen.

Ich selbst liebe den Tanz, und weiß, daß er Anstand und Grazie jungen Leuten gibt, dem Körper eine angenehme Bewegung verschafft, und die frohe Stimmung des Herzens befördert.

Ich wollte nur von den Gebrechen unsers vergnügungsfüchtigen und leichtsinnigen Zeitalters warnen, in welchem man die tändelnde Tanzmusik, die nur die Ohren kitzelt, und die Füße nach den Rhythmus in Bewegung setzt, den Meisterwerken unserer größten Tondichter wie Glucks, Haydns, Mozarts, Beethovens u. s. w. vorzieht, dadurch den Geschmack an aller ernstern Musik, die das Gemüth erhebt und veredelt, verliert, und sich durch das Geklingel der neu modischen Walzer und Galoppen zu den unsinnigen Tänzen hinreißen läßt, welche die Kräfte erschöpfen, das Blut in die heftigste Wallung bringen, und die Sittlichkeit gefährden.

Wie viele hoffnungsvolle Jünglinge und blühende Jungfrauen fallen jährlich als Opfer dieser tobenden Tänze. Die Beispiele sind nicht selten, daß ein Tänzer oder eine Tänzerinn im heftigsten Wirbel des Tanzes todt zur Erde gestürzt ist.

Wie viel schleichen mit hohlen Augen, todtblaffen Wangen, und abgekehrtem Leibe unter heftigem Husten herum, die ihre blühende Gesundheit auf dem Tanzboden vergeudet haben, und mit Angst und Bittern einem unvermeidlichen Tode entgegen sehen?

Lassen Sie sich, liebe Freunde, durch diese Leichengestalten vor den Gefahren der tobenden Tänze, wie sie jetzt an der Mode sind, warnen. Bauen Sie auf Ihre Kräfte nicht zu viel. Der Leib des Menschen ist ein sehr zartes und künstliches Gewebe von Adern, Nerven, Muskeln, Fibern, Häuten und Drüsen u. s. w. zusammen ge-

setzt, an welchen durch übermäßige Anstrengung und bey der Erhitzung des Blutes durch gähe Abkühlung und durch den Hauch eines kalten Lüftchens sehr viele verdorben, oft der Keim des Todes herbey geführt werden kann.

Einen Tanz in Ehren wird niemand wehren. Daher hüpfen und tanzen Sie, aber mit Maß und Bedacht. Setzen Sie ab, wenn Sie gewahr werdet, daß Sie sich erhitzen, und ruhen Sie dann aus. Strengen Sie sich nie über Ihre Kräfte im Tanze an, und hütchen Sie sich insbesondere, wenn Sie erhitzt sind, vor einem kalten Trunke, der Abkühlung und Zugluft.

T i v o l i .

In unserm Zeitalter sind neue Vergnügungsorter entstanden, welche, weil sie manches Neue enthalten, auch einen neuen Namen haben; und da die Deutschen, insbesondere auch die Wiener, an einem von ihren Ahnen angeerbten Übel leiden, daß sie das Fremde gewöhnlich dem Einheimischen vorziehen, so mußten diese neu entstandenen Vergnügungsorte auch einen neuen und ganz fremden Namen erhalten. Man nannte sie Tivoli.

Viele meiner jungen Leser werden wissen, daß Tivoli eine unansehnliche Stadt in Italien im Kirchenstaate in der Campagna di Roma am Flüsschen Taverone ist, und nur 5500 Einwohner hat.

Aber die hügeligen Umgebungen der Stadt sind sehr reizend, und viele Vornehme und Reiche haben sich in denselben sehr schöne Landhäuser mit prächtigen Gärten erbauet. Die Schönheit der Umgebungen von Tivoli wird noch durch einen Wasserfall des Taverone erhöht.

Bey den Römern hieß diese Stadt Tibur, und war eine der schönsten, reichsten und ältesten Städte des alten Latimus. Mit Rom war sie durch die lebhafte Valerische Straße verbunden. Auf dem Flusse Taverone, der damahls Arno hieß, trieben die Ein-

wohner Tiburs einen beträchtlichen Handel, und sie hielten zu Rom einen eigenen Marktplatz, welcher Pila Tiburtina genannt wurde.

Die benachbarten Berge hatten vortrefliche Steinbrüche, und waren wasserreich; daher sie zur Anlegung von Landhäusern sehr geeignet waren. Der Kaiser Hadrian hatte nicht sehr weit von der Stadt entfernt eine sehr schöne Villa, in welcher er auch starb. Noch sind Trümmer von derselben vorhanden; sie werden Tivoli vecchio (Alt = Livoli) insgemein genannt. Sehr viele Alterthümer sind von derselben aufbewahrt.

Tivoli in Meidling.

Nach dem Muster der Villen um Tivoli, deren Gärten sich von dem Fuße des Hügels bis zu dem Hauptgebäude ausdehnten, welches am Gipfel desselben prächtig erbauet war, und eine weite Fernsicht nach allen Seiten gewährte, wurden diese neuen Vergnügungsorte errichtet, und Tivoli genannt. Ein solches Tivoli ist in Meidling, kaum eine halbe Stunde von den Linien Wiens, ganz nahe an dem Garten des k. k. Lustschlosses Schönbrunn entstanden.

Am Gipfel des Hügels, der sich in sanfter Abdachung von dem Eingange in den sehr weit ausgedehnten Garten zu einer bedeutenden Höhe erhebt, prangt ein niedliches Lustgebäude mit herrlichen Gallerien, Sälen und Zimmern, von welchen man eine sehr weit ausgebreitete Aussicht über die Kaiserstadt und ihre reizenden Umgebungen in einem Kreise von dem Galizin-, Josephs- und Leopoldsberge bis an den Bisamberg, über das Marchfeld bis an die Ausläufer

der Karpathen bey Preßburg, über einen Theil des Steinfeldes bis an die Leitha-Gebirge und südlich bis an den Aninger, Eichkogel und an die Hügelreihen des Rablenberges hat, hinter welchen weiter westlich an heiteren Tagen der Schneeberg und auch der Dörscher auftaucht. Diese ungemein schöne Aussicht auf die nahen und fernern Umgebungen Wiens, welche man, wie man sich wendet, mit einem Blicke überseht, ladet schon zum Besuche des Livoli ein. Aber auch der Garten ist sehenswerth, der durch angenehme Gänge in den herrlichsten Partien durchschnitten ist.

Ein ganz neues Vergnügen im Livoli gewähren die Rutschbahnen, auf welchen kleine Kutschen auf wellenförmigen Bahnen über den Abhang des Hügel mit Windesschnelle hinabfahren. Diese Unterhaltung ist ein wahres Kinderspiel, und doch sieht man Personen jedes Alters und jedes Geschlechtes in diesen Kutschen Platz nehmen, und die Rutschfahrt mit sichtbarem Vergnügen machen.

Alles dieses bewirkt der Reiz der Neuheit, der Mode und der Nachahmungssucht, und der verständige Mann und die besonnene Frau wird in ihren Handlungen oft zum Kinde, wenn diese drey Geißeln sie treiben, und sie sind in unserem Zeitalter besonders mächtig und beliebt.

M e n u

Eine rauschende Musik sucht das Vergnügen der das Livoli Besuchenden zu erhöhen, und damit auch der Leib seinen Theil bekomme, ist für Erfrischungen und Tafelgenüsse hinlänglich gesorgt.

Der Abend wird oft auf das herrlichste gefeyert Da gibt es Be-

leuchtung des Gartens und des Lustgebäudes, Kunstfeuerwerke und transparente Luftballone. Da wir aber in einem hupfenden und hüpfenden Zeitalter leben, so dürfen ja das Hupsen und Walzen nicht fehlen.

So bald die Schönheiten der Natur in die Dunkelheit der Nacht eingehüllet sind, so fängt die Reunion an. Wieder ein fremder Name für einen bekannten Gegenstand, der aber in den Ohren viel neuer, vornehmer und ausländischer klingt, und einladender ist, als der deutsche Name: Gesellschaftlicher Verein, Tanz- oder Ballgesellschaft.

Alle Anwesenden drängen sich in den reichbeleuchteten Saal, in welchem die Musiker schon früher an ihrem erhabenen Standpuncte Platz genommen haben. Die betagteren Gäste suchen in den anstoßenden Zimmern ein Ruheplätzchen, an welchem die rauschende Tanzmusik nur gedämpft zu ihren Ohren gelangt, und von dem sie das Loben und Treiben im Tanzsaale ruhig übersehen können. Nun wirbeln die Tänzer und Tänzerinnen wie rasende Bacchanten und Bacchantinnen, als ob sie von einem bösen Dämon getrieben würden, im Kreise herum, und ruhen nicht, bis es ihnen schweres Athemholen unmöglich macht, den rasenden Tanz weiter fortzusetzen, und sind sie durch eine kurze Ruhe wieder zu Athem gekommen, so wird der Walzer fortgesetzt, bis sie erschöpft sind.

Man glaubt, die anstrengenden Walzer sollten den Tänzern und Tänzerinnen eine längere Ruhe erwünscht machen, insbesondere, wenn man sie mit einer Gluth übergossen und vom Schweiß triefen sieht.

Man irrt sich. Kaum ertönen die ersten Vogenstriche zu einer Galoppade, als sich Tänzer und Tänzerinnen Paarweise aneinander reihen, und hopsen und drehen, bis der Athem sie verläßt, und sie nach Luft schnappen müssen.

So wird in unserm Zeitalter gehopset, gehüpfet, gedrehet und gewalzet, bis der Tag anbricht. Der folgende Tag ermahnt schon viele, daß sie zu unsinnig gehopset, gehüpfet, gedrehet, gewalzet haben; sie gehen noch zu rechter Zeit in sich, und enthalten sich hinfür unsinnig zu hopsen, zu hüpfen, zu drehen und zu walzen. Bey andern kommt der gute Vorsatz zu spät; sie haben durch Hopsen, Hüpfen, Drehen und Walzen den Keim des Todes in sich gezogen. Wieder andere lassen sich durch ihre hinwegenden Freunde und Freundinnen nicht warnen; sie hopsen, hüpfen, drehen und walzen fort, bis der Würgengel des Todes auch sie umfaßt.

Das griechische Mädchen.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die an der kaiserlichen Militär-Gränze gelegenen türkischen Provinzen Bosnien, Serbien, die Moldau und Wallachey gegen den Sultan, ihren Oberherrn, sich empörten, und oft in vollem Aufstande waren, kam ein junger Grieche, mit Namens Alexius Kalopulo mit seiner sechsjährigen Tochter aus diesen beunruhigten Provinzen nach Wien. Er schien in die inneren Angelegenheiten des Landes verwickelt, und auf der Flucht aus seinem empörten Vaterlande zu seyn.

Er verweilte nur kurze Zeit in Wien, gab seine Tochter in die Mädchen-Erziehungsanstalt der Frau A., bezeichnete derselben einen Banquier in Wien, von welchem sie das Kostgeld und die andern Auslagen für seine Tochter halbjährig beziehen könnte, und reisete ab, ohne nähere Auskunft über seinen Stand, seine Lebensverhältnisse und seine Vermögensumstände zu geben. Er wagte es nicht, in sein Vaterland zurückzukehren, und gab vor, daß er nach Rußland gehe.

Die junge Griechinn, ein liebenswürdiges Mädchen mit großen schwarzen Augen, lockigen braunen Haaren und angenehmen Gesichtszügen, gewöhnte sich bald an die anderen Zöglinge, obwohl sie sich,

da sie nicht deutsch sprach, und nur griechisch und etwas italienisch verstand, denselben nicht leicht mittheilen konnte.

E i n e F r e u n d i n n.

Athanasia, so hieß die junge Griechinn, fand bald an Emilie eine Freundin. Diese war die Tochter des Cassiers Frohner bey dem Banquier C*, mit Athanasia gleiches Alters und ein engelgutes Kind. Sie sprach auch italienisch, und konnte sich ihrer neuen Freundin leichter als die andern Zöglinge verständlich machen. In den Lehrstunden saß sie neben Athanasia; sie nannte derselben von jeder Sache das deutsche Wort, erklärte ihr italienisch, was sie nicht deutsch verstand, war immer um sie geschäftig, und unterstützte sie, wo sie nur immer konnte.

Durch diese zuvorkommende Gefälligkeit gewann Emilie Athanasias Liebe vor allen andern Zöglingen. Diese war nur vergnügt, wenn sie bey Emilie seyn konnte, und nach und nach gewöhnten sich beyde Mädchen so aneinander, daß man sie die Unzertrennlichen im Institute nannte, und wenn Emilie an Ferien-Tagen von ihrem Vater (die Mutter war dem guten Kinde schon gestorben) nach Hause gehohlt wurde, so erbath sie sich von demselben immer die Erlaubniß, daß sie auch Athanasia mitnehmen durfte, welches derselbe gern bewilligte, weil er mit Wohlgefallen den Freundschaftsbund sah, den so unschuldige und zarte Herzen schlossen.

Emiliens zwey Brüder, welche auch in einer Erziehungsanstalt waren, und die Ferien-Tage gewöhnlich bey dem Vater zubrachten, schenkten der kleinen Griechinn viel Aufmerksamkeit. Sie erregte

schon dadurch ihre Theilnahme, daß sie keine Mutter hatte, und fern von dem Vater, von allen Verwandten und ihrem Geburtsorte unter Fremden ihre zarte Jugend zubringen, und manches Vergnügen entbehren mußte, welches Ältern, Geschwister und Verwandte andern Böglingen in der Erziehungsanstalt bereiteten.

S e h n s u c h t.

Athanasia war über ihr Alter klug und verständig. Sie hatte in dem väterlichen Hause eine gute Erziehung und auch einigen Unterricht genossen. Sie wußte von Bukarest, wo sie geboren war, von den Sitten und Gebräuchen ihrer Landesleute und von der weiten Reise, die sie mit ihrem Vater bis nach Wien gemacht hatte, viel zu erzählen, welches die Brüder Emilien's besonders anzog. Viel Vergnügen machte sie ihrer Freundin und deren Brüdern wenn sie ein griechisches oder italienisches Lied, wie sie es in ihrem Vaterlande eingelernt hatte, sang, und es mit der Mandoline begleitete. Entgegen suchten diese im väterlichen Hause alles vorzubereiten, was der kleinen Griechinn Freude machen konnte, und sie lehrte immer mit dankbarer Erinnerung dessen, was sie in dem väterlichen Hause ihrer Freundin genossen hatte, in die Erziehungsanstalt zurück.

Oft, besonders auf den Spaziergängen im Garten, wo die beyden Freundinnen immer Arm in Arm durch die Alleen in vertraulichen Gesprächen schlenderten, sprach Athanasia oft von der zärtlichen Aufmerksamkeit, welche ihr Emilien's Vater und Brüder erwiesen, und fügte dann mit rührender Wehmuth bey: „Liebe Emilie, wie glücklich bist du, daß du einen so guten Vater und so liebens-

würdige Brüder hast. Dieses alles muß ich arme Waise entbehrend. Niemand bekümmert sich um mich. Meine gute Mutter ruhet im Grabe. Mein Vater irret vielleicht flüchtig in der weiten Welt herum. Geschwister habe ich nicht, und Verwandte kenne ich nicht. Ich stehe allein in der Welt da. Nur du, dein Vater und deine Brüder erweisen mir Freundschaft. Ohne euch wäre ich ein verlassenes Kind.“

Wenn Athanasia auf diesen Gegenstand zu sprechen kann, so flossen immer ihre Thränen, und Emilie, die durch diese Äußerungen oft auch selbst bis zu Thränen gerührt wurde, hatte Mühe, sie zu beruhigen.

Überhaupt äußerte Athanasia oft eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihrem Vater, und sie wurde mit Wehmuth erfüllt, wenn andern Böglinge von ihren Verwandten Besuche oder auch Geschenke erhielten. Es war nicht Mißgunst oder Neid; es war das kränkende Gefühl, daß sie außer Emilie und deren Angehörigen niemand habe, der Antheil an ihr nimmt, und ihr Liebe bezeigt, und daß sie allein, wie verlassen, in einem fremden Lande sey.

Nicht einmahl ein Brief von ihrem Vater kam, und wenn nicht die Zahlung ihres Kostgeldes bey dem Banquier richtig eingelaufen wäre, so hätte sie glauben müssen, daß auch ihr Vater gestorben wäre.

G u t e r F o r t g a n g .

Athanasia war schon acht Jahre in dem Erziehungs-Institute, und hatte in allen Lehrgegenständen einen bewunderungswürdigen Fortgang gemacht; denn sie schien durch nützliche Beschäftigung die trüben Gedanken über ihre Verlassenheit verschrecken, und durch Erwerbung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten für ihr künftiges ungesichertes

Fortkommen sorgen zu wollen. Sie war in allen Schulgegenständen, die in der Erziehungsanstalt betrieben wurden, wohl unterrichtet, sprach geläufig deutsch, französisch und italienisch, hatte ihre Muttersprache nicht vergessen, und die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten, wie auch jene der feinsten Gattung, und die sich auf Verfertigung der Kleider und des Putzes beziehen, zur Fertigkeit gebracht. Im Gesange, auf dem Fortepiano und in der Tanzstunde zeichnete sich Athanasia vor andern Böglingen vortheilhaft aus.

Ihre Erziehung, so weit sie die Anstalt geben konnte, schien vollendet zu seyn, und sie sah sehnlich dem Zeitpuncte entgegen, in welchem sie der Vater abholen würde.

Emilie war hinter ihrer Freundinn nicht zurückgeblieben. Eine suchte es der andern mit edlem Wettseifer immer zuvor zu thun; eine unterstützte die andere, und jede freuete sich herzlich, wenn der Freundinn etwas gut gelang.

So schritten die beyden Freundinnen, einander wechselseitig aufmunternd, rathend und helfend ohne Mißgunst und Neid in Kenntnissen und Fertigkeiten weit vorwärts, daß sie von keinem Mädchen in der Anstalt übertroffen, vielmehr allen als das Vorbild einer uneigennützigigen und aufrichtigen Freundschaft, eines unermüdeten Fleißes und eines lobenswerthen Benehmens aufgestellt wurden.

Athanasia schien in Emilien's herzlichster Zuneigung und in den Freundschaftsbezeugungen des Vaters und der Brüder Ersatz für die Abschiedenheit von ihrem Vater und Verwandten zu finden, und sie wäre ganz vergnügt gewesen, wenn sie nicht der Blick in die ungewisse Zukunft manchemahl beunruhiget hätte.

Die Erziehungsanstalt löset sich auf.

Bisher waren die Zahlungen für die Kost und die andern Auslagen bey dem Banquier richtig eingegangen. Wenn die Vorsteherinn dieselben von ihm bezog, waren einige Mahle schon etliche Zeilen von dem Vater Athanasien zugekommen, und sie konnte durch diese Gelegenheit ein Briefchen an denselben gelangen lassen. Aber seit acht Monathen blieben die Zahlungen und Nachrichten von dem Vater aus, und der Banquier bedeutete der Vorsteherinn, daß hier ein Geheimniß obwalte, über welches ihm sein Correspondent in Rußland nicht Aufschluß geben wolle.

Die Vorsteherinn, welche nicht in den besten Vermögensumständen war, wurde schon ungeduldig, daß der nicht unansehnliche Kostenbetrag für Athanasia nicht einging, und sie gab ihr zu verstehen, ihre Umstände seyen so drückend, daß sie Athanasia nicht mehr lange unentgeltlich im Hause versorgen und kleiden könne. Hierdurch gerieth das arme Mädchen, welches schon durch die Ungewißheit über das Schicksal ihres Vaters sehr gekränkt war, in die äußerste Bestürzung, und Emilie war kaum im Stande, sie zu trösten. Sie war nahe daran, in eine Schwermuth zu verfallen, die niemand mehr erheitern konnte.

Die Vorsteherinn erkrankte, und starb nach einer kurzen Krankheit. Bey ihrem Tode zeigte es sich, daß sie bey guten Einkünften dennoch schlecht gewirthschaftet hatte. Von allen Seiten kamen Gläubiger, welche die Habseligkeiten der Verstorbenen mit Beschlagnahmungen belegten. Den Zöglingen wurde bedeutet, daß die Erziehungsanstalt

als aufgelöst zu betrachten sey, daß sie dieses ihren Ältern berichten sollten, damit sie abgeholt würden.

Drückender Kummer.

Emilie zögerte nicht, ihrem Vater Nachricht zu geben, und einige Stunden später war schon ihre Lante, welche dem Vater das Hauswesen besorgte, mit einem Wagen vor dem Thore, um sie und ihre Sachen abzuholen. Athanasia war in der größten Bestürzung. Alle Zöglinge ordneten ihre Kleidung und ihre Habseligkeiten, packten ein, und warteten auf den Wagen, der sie abholen sollte. Athanasia allein gehörte in der großen, volkreichen Kaiserstadt niemanden an; sie konnte niemanden bitten, daß er sich ihrer annehme. Sie wendete ihre Blicke bald auf das, was ihre Mitzöglinge thaten, bald heftete sie dieselben stier zu Boden.

Endlich brach sie in einen Strom von Thränen aus, erhob die nasen Augen gen Himmel, und rief: „Ich allein bin die Verlassene, wenn du, guter Gott, nicht Erbarmen mit mir hast, und dich meiner annimmst!“

Emilie sah die Bestürzung ihrer Freundin, weinte mit derselben, und erschöpfte sich in Trostgründen, um sie zu beruhigen. Schon wurden Emiliens Habseligkeiten in Koffern zu dem Wagen hinabgetragen, als Athanasia in lautes Schluchzen ausbrach. „Ich arme Verlassene,“ rief sie in einem herzzersehneidenden Tone, „kommt denn gar niemand, der sich meiner annimmt; ist Himmel und Erde meinen Bitten verschlossen?“

Emilie, in Thränen schwimmend, zog Athanasien an ihr

Herz, umfaßte sie mit beyden Händen, wendete dann den nassen Blick zur Tante, und sagte: „Gute, liebe Tante, wird der Vater zürnen, wenn wir Athanasia mitnehmen?“ —

Der Tante war schon früher das Herz gebrochen; sie liebte Athanasia; aber selbst eine sparsame Haushälterinn, konnte sie berechnen, daß ihr Bruder bey den bedeutenden Auslagen für seine Kinder die Wohlthätigkeit nicht zu weit ausdehnen dürfe. Doch kannte sie sein gutes Herz zu gut, als daß sie befürchten sollte, er werde ungehalten seyn, daß sie Athanasia aus der peinlichsten Lage ihres Lebens gerissen habe.

Sie nahm das Mädchen wohlwollend bey der Hand, und sprach: „Athanasia, beruhigen Sie sich. Sie gehen mit uns. Mein Bruder wird Vaterstelle, und ich werde Mutterstelle an Ihnen vertreten!“

Athanasians Habseligkeiten wurden schnell eingepackt, auf den Wagen gebracht, und sie fuhr mit Emilie und der Tante zum Cassier Frohner, Emilians Vater, der sie freundlich aufnahm, und mit trostvollen Worten zu erheitern suchte.

Alle Spur von Athanasians Vater geht verloren.

Vater Frohner, ein edel denkender und menschenfreundlicher Mann, bezog einen so guten Gehalt, daß er seine Familie anständig erhalten konnte; aber er sah ein, daß bey dem Zuwachse durch Athanasia, die er seiner Tochter ganz gleichstellen wollte, seinem Hause neue Ausgaben zuzugingen, die er in die Länge nicht würde bestreiten können. Er war nicht entgegen, daß Athanasia bey ihm einen Zufluchtsort auf einige Zeit finde; er ließ sich aber angelegen seyn, Erkundigungen über Athanasians Vater einzuziehen.

Er wendete sich an den Banquier, der früher die Zahlungen für Athanasia an die Vorsteherinn der Erziehungsanstalt geleistet hatte. Dieser schrieb hierüber an das Handlungshaus in Rußland, welches ihm den Auftrag zu den Zahlungen gegeben hatte.

Dieses berichtete, daß der Grieche, welcher früher die Summen für Athanasia bey demselben erlegt hatte, russische Dienste genommen, und längere Zeit bey jener Armee gewesen sey, welche den Krieg gegen die Türken führte, in der Folge aber, als die Franzosen über Rußland sich verbreiteten, mit der Armee nach dem inneren Rußland zurückgezogen, in einem Gefechte gegen die Franzosen verwundet worden, und vermuthlich in ihre Gefangenschaft gerathen sey, weil man seither alle Spur von ihm verloren habe.

Alle diese Nachrichten hielt der Vater Frohner vor Athanasia geheim, die er nicht noch mehr betrüben wollte; da sie ohnehin oft schwermüthigen Gedanken nachhing, wenn sie an ihre Verlassenheit von dem Vater und allen Verwandten dachte; und selbst die zuvorkommende Güte, mit welcher sie in Frohners Hause behandelt wurde, konnte sie über das, was sie entbehren mußte, nicht ganz beruhigen.

Emilie wurde oft diesen Trübsinn an der Freundin gewahr, und suchte ihn durch tröstende Sprache und zärtliche Freundschaftsbezeugungen zu zerstreuen. Sie liebte und behandelte Athanasia wie ihre Schwester; beyde wohnten in einem Zimmer; beyde hatten gleiche Geschäfte im Hauswesen; beyde genossen gleiche Vergnügungen; sie waren gleich gekleidet, und der Vater und seine Söhne sahen Athanasia als die Tochter des Hauses an, und räumten der Emilie gar keinen Vorzug vor ihr ein.

Dankbares Gemüth.

Athanasia war schon länger als ein Jahr in Frohners Hause, und hatte sich der zärtlichsten Behandlung zu erfreuen. Sie hatte das sechzehne Jahr überschritten, und blüdete in jugendlicher Schönheit. Ihr Anzug war einfach, aber immer sehr nett und gut gewählt. Der Anflug von Schwermuth gab ihrem echt griechischen Gesichte, über welches bey einer blendenden Weiße nur sparsames Roth verbreitet war, einen eigenen Reiz.

Diese körperlichen Vorzüge konnten ihre engelgute Freundin Emilie nicht eifersüchtig machen; indem sie, wenn sie derselben gewahr wurde, das in die Wagschale legte, was die vater- und mutterlose Freundin ihr gegenüber entbehren mußte, und das Mitleid, welches sie im Geheim mit Athanasia hatte, erstickte alle feindlichen Regungen in ihrem Herzen.

Athanasia wußte auch diese treue Freundschaft zu schätzen, und sie hing mit ganzem Herzen an Emilie, wie sie auch dankbar die Wohlthaten anerkannte, welche sie im Hause genoß.

Aber nicht selten drückte ihr zartfühlendes Herz der kränkende Gedanke, daß sie Herrn Frohner noch länger zur Last fallen müsse, und den guten Kindern entziehe, was er für sie aufwende. Durch fleißiges Mitwirken bey dem Hauswesen und anhaltenden Strick- und Näharbeiten suchte sie einen Theil der Wohlthaten zu vergelten.

Bey jeder Gelegenheit äußerte Athanasia ihre dankbaren Gesinnungen gegen den Vater und gegen Emilie, und berührte immer, wie schwer es ihr auf dem Herzen liege, daß sie so große Güte nicht

vergeltens könne, und bedaure, daß sie dieselbe noch länger nicht werde entbehren können.

Der Vater Frohner suchte sie hierüber zu beruhigen, und wies darauf hin, daß sie, da sie eine so gute Erziehung genossen, und sich so viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben habe, ohne Besorgniß in die Zukunft blicken könne, weil sie in sich selbst Schätze besitze, die ihr unter allen Umständen einen sichern Erwerb, ja auch eine standesmäßige Versorgung verschaffen können.

Bartgefühl und Selbstvertrauen.

Die Äußerung des Herrn Frohner nahm Athanasia sich zu Herzen, wie sie jedes Wort des väterlichen Freundes, den sie hoch ehrte, wohl überlegte. Sie brachte ihr Trost, aber auch Schmerz. Die wohlbegründete Meinung des Herrn Frohner, daß Athanasia im Stande sey, sich selbst den Unterhalt zu verschaffen, war wohl als letztes Hülfsmittel tröstlich für sie; aber sie konnte nicht daran denken, daß sie sich von Emilie trennen sollte, ohne daß sich ihre Augen mit Thränen füllten, und doch beschäftigte sie oft der Gedanke, daß sie nicht länger in Frohners Hause bleiben könne, weil sie ihm zur Last fallen müsse.

Oft sagte sie bey sich selbst: Hier ist meines Bleibens nicht. Mein Bartgefühl läßt es nicht zu, daß ich die edelmüthige Gastfreundschaft einer achtungswerthen Familie mißbrauche. „In meinen Kenntnissen und Fertigkeiten,“ spricht Herr Frohner „kann ich die Quelle eines Erwerbes finden; ich will sie aufsuchen, so schwer es mir fallen wird, mich von Emilie zu trennen. Ich habe gar keine

Hoffnung mehr, Nachrichten von meinem Vater zu erhalten. Vielleicht lebt er nicht mehr; und dann stehe ich ganz allein in der Welt da. Ich muß selbst für mich sorgen, so lange noch Zeit ist.“

„In der Erziehungsanstalt war mehrmahl die Rede, daß ausgetretene Böglinge, deren Altern in mißliche Umstände gekommen waren, in adelige Häuser als Erzieherinnen getreten sind. Sollte es nicht auch mir gelingen, durch Herrn Frohners Verwendung und Empfehlung einen solchen Platz zu finden? Ich bin zwar noch sehr jung, man wird einiges Bedenken tragen, mir Mädchen anzuvertrauen; aber Herr Frohner, der mich genau kennt, wird für mich bürgen; durch seine Verwendung werde ich gewiß einen anständigen Platz erhalten.“

Der Plan wird gebilliget.

Athanasia hatte nun ihren Entschluß gefaßt, und theilte denselben Emilien mit. Diese machte Einwendungen, und fragte, ob sie sich im Hause über etwas zu beklagen habe, daß sie dasselbe verlassen wolle.

Athanasia aber versicherte ihr mit Thränen im Auge, daß sie die Wohlthaten und insbesondere die zarte Behandlung, welche sie von Emilie, ihrem Vater, den Brüdern und der Tante erhalten, nie vergessen werde, und nie vergelten könne; daß aber ihr Zartgefühl es nicht gestatte, daß sie noch länger ihre Güte mißbrauche; daß der Vater selbst ihr den Fingerzeig gegeben habe, wie sie für ihren Unterhalt sorgen, und daß sie gewiß hoffen könne, er werde ihr durch Empfehlung zu demselben verhelfen.

Emilie ehrte das Zartgefühl ihrer Freundin, und so schmerzlich es ihr war, von derselben getrennt zu leben, so konnte sie doch die angeführten Gründe nicht widerlegen.

Schon am folgenden Tage sprach Athanasia mit Herrn Frohner über ihr Vorhaben, und bath ihn, ihr einen Platz als Erzieherinn zu suchen. Obwohl Athanasias Begehren ihn überraschte, so konnte er es doch nicht mißbilligen: vielmehr ehrte er ihr Zartgefühl und Selbstvertrauen, und aus der Standhaftigkeit, mit welcher sie ihm ihren Entschluß und die Gründe vortrug, welche sie zu demselben bewogen hatten, schloß er, daß derselbe bey ihr unabänderlich fest stehe; daher er nicht länger in sie drang, denselben zu ändern.

Nachdem er ihr einige Einwendungen gemacht hatte, die Athanasia mit triftigen Gegengründen entkräftete, sagte Herr Frohner: „Ich kann deinen Entschluß, liebe Athanasia, nur billigen; denn du sicherst dir durch denselben die Zukunft. Für das Erziehungsgeschäft scheinst du zwar noch zu jung zu seyn; aber reifer Verstand, Besonnenheit und Selbstbeherrschung ersetzen dir, was dir an Jahren fehlt. Du wirst einen Platz finden, wo du als Erzieherinn geachtet, und als Freundin geliebt und wie in meinem Hause behandelt werden wirst. Ich will nicht eher ruhen, bis ich einen solchen Platz für dich aufgefunden habe.“

Bei dieser vertraulichen Unterredung hatte Athanasia immer die Thränen im Auge, und als Herr Frohner ihr seine Verwendung versprach, ergriff sie seine Hand, benetzte sie mit Thränen, und sagte: „Hieran erkenne ich, daß Sie mein zweyter Vater sind, den ich ewig verpflichtet seyn werde.“

E i n e g r i e c h i s c h e F a m i l i e .

Es vergingen einige Monate während Herr Frohner keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, um Athanasien einen anständigen Platz aufzusuchen.

Als er eines Tages an die Tafel des Banquiers E* gezogen wurde, in dessen Diensten er stand, traf er große Gesellschaft dort an. Bey Tische war die Rede von einem reichen Bojaren, der von Bukarest in der Wallachey nach Wien gekommen war, um seinen Kindern Unterricht und eine bessere Bildung zu verschaffen, als man sie in seinem Vaterlande erlangen kann.

Herr Frohner meinte, daß Athanasia für diese Familie vorzüglich geeignet sey, weil sie auch griechisch spreche, und die Frau des Bojaren und seine Kinder kein Wort deutsch verstanden. Da auch davon die Rede war, daß der Bojar drey Töchter habe, von denen die älteste zehn Jahre zählte, war es zu vermuthen, daß Athanasia als Erzieherinn in dieser Familie an dem rechten Platze seyn würde.

Er erkundigte sich durch vertraute Freunde um alle Verhältnisse dieser Familie, und da er nur Lobenswerthes von derselben erfuhr, und auch hörte, daß sie eine Erzieherinn suche, ließ er ihr den Antrag machen, daß eine junge Griechinn, die von Seite ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten eben so empfehlungswerth sey, als sie durch strenge Sittlichkeit und seine Lebensart Achtung und Zutrauen verdiene, die Erziehung und den Unterricht der drey Töchter übernehmen wolle.

Dieser Antrag war dem Bojaren und seiner Gemahlinn sehr will-

kommen, und sie wünschten Athanasia zu sehen und zu sprechen. Herr Frohner selbst stellte sie ihnen vor, und bürgte für ihre Tüchtigkeit, so wie für ihren sittlichen Lebenswandel. Die Bojarinn gewann sogleich Zutrauen zu Athanasia, und sie sprach lange mit ihr in griechischer Sprache. Sie stellte ihr die Kinder vor, und Athanasia benahm sich so liebevoll und freundlich mit ihnen, daß man es diesen in dem Gesichte lesen konnte, wie sehr sie wünschten, daß Athanasia und keine Andere ihre Erzieherinn werden sollte.

Athanasia ist mit ihrer Lage zufrieden.

Schon am folgenden Tage trat Athanasia zu dieser Familie über. Es wurden ihr ein Jahrsgehalt und andere Vortheile zugesichert, mit denen sie zufrieden seyn konnte. Athanasia benahm sich in ihrer neuen Anstellung so gut, daß sie nicht nur das volle Zutrauen der Ältern, sondern auch die Liebe der Kinder sich erwarb, die sehr gern in ihrer Gesellschaft waren, ihren Unterricht gut benützten, und ihr viele Beweise ihrer herzlichsten Zuneigung gaben.

Die Ältern wünschten sich Glück zu ihrer Wahl, behandelten Athanasia wie ein Glied der Familie mit aller Aufmerksamkeit, und suchten ihr den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Athanasia konnte nun mit ihrem Zustande ganz zufrieden seyn; aber die Sehnsucht nach Emilie störte oft ihre Ruhe. Die beyden Mädchen hatten nun schon länger als zehn Jahre in inniger Freundschaft ungetrennt mit einander gelebt, und Athanasia konnte die Abwesenheit der Freundin kaum ertragen.

Als der Bojar und seine Frau gewahr wurden, wie sehr Athanasie Herz an Emilie hing, suchten sie es zu veranstalten, daß sie öfters Besuche von der geliebten Freundin erhielt, und sie zogen sie öfters an ihren Tisch, damit Athanasia länger ihres Umganges genießen konnte.

Athanasia wußte diese zarte Aufmerksamkeit der Ältern zu schätzen, und an den drey Töchtern zu vergelten, was die guten Ältern ihr zu Gefallen thaten.

Nachdem Athanasia einige Monathe in dem Hause des Bojaren zugebracht hatte, wußte man ihren Werth erst recht zu schätzen. Die Bojarinn liebte sie wie ein Schwester; die drey Kinder wollten sich von ihr gar nicht trennen, und kein Vergnügen genießen, an welchem Athanasia nicht Theil nahm. Diese dankte Gott öfters im andächtigen Gebethe für die glückliche Wendung ihres Schicksals, und bezeigte Herrn Frohner bey jeder Gelegenheit ihre Erkenntlichkeit für die vielfachen Wohlthaten, deren letzte war, daß er ihr einen Platz bey einer so achtungswerthen und guten Familie verschafft hatte. Athanasia wäre ganz glücklich gewesen, wenn sie das ungewisse Schicksal ihres Waters nicht manchemahl beunruhiget hätte.

E i n L a n d s m a n n .

Das Haus des Bojaren wurde von vielen Fremden besucht, die aus der Wallachey nach Wien kamen. Auch griechische Kaufleute sprachen manchemahl in demselben ein.

Es nahete sich das Osterfest der Griechen, welches von denselben mit großer Feyerlichkeit begangen wird. Bey dem Bojaren war an

dem Abende eine große Gesellschaft versammelt, zu welcher auch Herr Frohner, Emilie, ihre Brüder und die Tante gezogen wurden. Ein reicher Kaufmann aus Bukarest, der seit seiner Anwesenheit in Wien fast täglich den Bojaren besuchte, brachte einen Landsmann mit, der erst vor einigen Tagen in der Hauptstadt angekommen war.

Die Musik war eine Lieblingsunterhaltung des Bojaren und seiner Frau. Die drey Mädchen mußten zeigen, was sie von Athanasia auf dem Fortepiano gelernt hatten. Jedermann bewunderte ihre Fortschritte in der kurzen Zeit. Dann wurde Emilie aufgefordert, eine Ouverture vorzutragen, welche sie mit Meisterhand ausführte.

Man drang nun auch in Athanasia, daß sie sich an das Fortepiano setzen sollte, welches sie erst nach längerer Weigerung that. Sie sang eine Arie aus der Oper: Joseph und seine Brüder, und begleitete den Gesang mit dem Spiele des Fortepiano. Ihre klangreiche Stimme wie ihr gefühlvoller Vortrag erregten Bewunderung, und während alle Athanasien ein Bravo zuriefen, trocknete sich der Landsmann des Kaufmanns aus Bukarest, der seine Augen immer auf die Sängerin geheftet hatte, eine Thräne in dem Auge.

Athanasiens gefühlvoller Gesang.

Endlich forderte die Bojarinn Athanasia auf, daß sie ein griechisches Lied mit Begleitung der Mandoline singen sollte. Sie konnte es nicht ablehnen, weil ihre Gebietherinn und Freundin es wünschte.

Die ganze Gesellschaft schloß einen Kreis um Athanasia, und der Fremde mit dem Kaufmanne aus Bukarest standen nahe an ihr. Ersterer wendete kein Auge von ihr, und schien sie mit seinen

Blicken verschlingen zu wollen. Athanasia ergriff die Mandoline, und kimperte das Vorspiel. Dann erklang ihre Stimme in Silbertönen.

Die tiefste Stille herrschte in der Gesellschaft, und den anwesenden Griechen schwoll das Herz vor Vergnügen, da sie ein beliebtes National-Lied so schmelzend und schön vortragen hörten. Der Fremde war tief gerührt; die Thränen perleten über seine braunen Wangen herab bis zu dem Knebelbarte, der sie wie ein buschiger Damm auffing und verwahrte.

Man drang in Athanasia, ein zweytes griechisches Lied zu singen. Sie wählte jenes, welches sie schon in der Kindheit in ihrer Geburtsstadt und bey ihren Ätern gesungen, und seither nicht vergessen hatte, und das, so oft sie es sang, immer sanfte Wehmuth in ihrem Inneren hervorbrachte. Sie trug es so melodisch und so rührend vor, daß jeder Ton das Gemüth der Zuhörer sanft berührte. Sie selbst wurde bey dem Vortrage von dem Gefühle einer süßen Wehmuth so überwältiget, daß Thränen sich in ihrem Auge spiegelten.

Der Vater findet die Tochter.

Aber nicht Athanasia allein war tief bewegt. Die Thränen des Fremden flossen noch zahlreicher. Sein Inneres schien sich in Wehmuth und Hoffnung aufzulösen. Er trat einen Schritt näher zu Athanasia, und sagte mit zitternder Stimme in griechischer Sprache zu ihr: „Fräulein, Sie sind doch keine Deutsche, auch keine Wienerinn.“

Athanasia. Nein, mein Herr, von Geburt nicht, aber bald nationalisirt, da ich schon an zwölf Jahre in Wien bin.

Der Fremde. Welches Land ist so glücklich, Sie eine Eingeborne zu nennen?

Athanasia. Bukarest in der Wallachey ist mein Geburtsort.

Der Fremde. In welchem Alter sind Sie nach Wien gekommen.

Athanasia. Ich zählte damahls sechs Jahre.

Der Fremde. Ihre Mutter war schon früher gestorben?

Athanasia. Ich erinnere mich kaum mehr an dieselbe, die leider viel zu früh für mich gestorben ist.

Der Fremde. Ihr Vater hat Sie nach Wien gebracht, Sie in die Erziehungsanstalt der Frau A. gegeben?

Athanasia (erstaunt). Ja, so geschah es.

Der Fremde. Der Banquier N. hat im Auftrage eines russischen Handelshauses die Zahlungen an die Vorsteherinn der Erziehungsanstalt für Sie durch sechs Jahre geleistet?

Athanasia. Nun ja, dann sind sie ausgeblieben. Aber mein Herr, welche traurige Rückerinnerungen rufen sie mir ins Gedächtniß zurück!

Der Fremde. Sie heißen Athanasia Kalopulo?

Athanasia. Ja, so heiße ich!

Der Fremde hatte kaum dieses letzte Wort vernommen, als er Athanasia an sein Herz zog, und mit tiefster Rührung ausrief: „Gott! meine Tochter! Ich habe Sie wieder gefunden! Athanasia, ich bin dein Vater Alexius Kalopulo!“

„Vater! Vater!“ waren die einzigen Worte, welche Athanasia in der freudigen Überraschung und Rührung sprechen konnte. Desto häufiger flossen die Freudenthränen.

F r e u d e a u f a l l e n S e i t e n .

Herr Frohner, Emilie und ihre Brüder traten bey dieser Scene näher an Athanasia, und wünschten ihr Glück, daß ihr lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen, und sie ihren Vater wieder gefunden hatte.

Alle Anwesenden nahmen herzlichem Antheil an dem frohen Ereignisse, und waren neugierig, den näheren Zusammenhang zu erfahren.

Herr Frohner und die Seinigen konnten den besten Aufschluß geben; denn sie allein waren von Athanasias Verhältnissen seit ihrer Ankunft in Wien bis zum unverhofften Wiedersehen des Vaters genau unterrichtet. Dem Bojaren und seiner Frau wurde Manches in Athanasias früherem Benehmen jetzt erst klar, über welches sie aus zarter Schonung sie nicht hätten befragen wollen. Der Kaufmann aus Bukarest freute sich, daß er unwissend zu einem glücklichen Ereignisse Veranlassung gegeben hatte; indem er durch die Einführung seines Freundes in das Haus des Bojaren der Tochter den Vater zugeführt hatte.

Emilie schwamm im Vergnügen, daß ihrer Freundin der seligste Wunsch erfüllt worden war, und was Athanasia und ihr Vater empfanden, das läßt sich mit Worten nicht ausdrücken.

Nachdem sie die Glückwünsche von allen Anwesenden empfangen hatten, zogen sie sich mit Herrn Frohner und Emilie in Athanasias Zimmer zurück, um ihren Gefühlen nicht länger einen Zwang anzulegen, und der seligsten Wonne nur vor vertrauten Freun-

den zu genießen, die gewiß den aufrichtigsten und herzlichsten Antheil daran nahmen.

Dann erzählten der Vater und Athanasia sich wechselseitig ihre Schicksale seit der Trennung nach ihrer ersten Ankunft in Wien. Athanasia erwähnte dabey dankbar, wie Emilie ihr von dem Eintritte in die Erziehungsanstalt angefangen, stets eine treue rathende und gefällige Freundin gewesen, wie bey der Auflassung der Erziehungsanstalt Herr Frohner, da sie von aller Welt verlassen zu seyn schien, sich ihrer als helfender und rathender Freund angenommen, und ihr auch zu der Stelle einer Erzieherinn verholffen, in welcher sie zufrieden lebte, weil ihre Zukunft zum Theile gesichert war.

Der Vater Kalopulo erschöpfte sich in Dankesbezeugungen gegen Herrn Frohner und dessen Tochter, und gelobte, daß er nie die Dienste vergessen werde, welche sie seiner Tochter in dem Zeitpunkt aus reiner Herzensgüte erwiesen hatten, wo es ihm unmöglich war, sich um dieselbe zu bekümmern.

Vor dem achtungswerthen Manne und dessen liebenswürdiger Tochter, die so viel Anspruch auf des beglückten Vaters Offenherzigkeit und Dankbarkeit hatten, sollte er auch kein Geheimniß haben, und er erzählte ihnen seine Schicksale, die ihn bewogen hatten, mit seiner Tochter nach Wien zu reisen, von da allein nach Rußland sich zu begeben, und wie es ihm dann ergangen sey.

Die Flucht des Vaters.

Seit vielen Jahren, erzählte Kalopulo ging es unruhig in unserem Vaterlande zu, und die türkische Herrschaft erschien Vielen sehr drückend. Man hatte mehrere Bojaren und andere angesehene Männer in Verdacht, daß sie im heimlichen Einverständnisse mit den Russen ständen, und bey ihnen Hülfe gegen die türkische Oberherrschaft suchten. Einige derselben wurden festgenommen, erdrosselt, und ihre Güter wurden eingezogen.

Mir waren große Güter durch eine Erbschaft zugefallen, die mir ein bösgesinnter Verwandter streitig machen wollte. Da ihm dieses nicht gelang, gab er mich als einen Verräther an, der mit den Russen im Einverständnisse stehe; dadurch, meinte der ruchlose Verwandte, könne er sich am leichtesten in den Besitz meiner Güter setzen, indem oft eine solche Anzeige hinreichte, um einen Unschuldigen zu verderben.

Ich erhielt einen Wink, raffte meine Kostbarkeiten und meine Barschaft zusammen, und floh mit meiner Tochter nach Siebenbürgen und von da bis nach Wien. Meine Gattinn war ein Jahr früher gestorben; um so viel leichter war es für mich, mit der Tochter durchzukommen.

Ich besorgte, in Wien entdeckt zu werden, und ging über Pohlen nach Rußland. Dort nahm ich Kriegsdienste, und hoffte mit der siegreichen russischen Armee bis nach Bukarest zu kommen, um mein Besitztum zu erlangen.

Als aber im Jahre 1812 Napoleon mit dem großen französi-

ſchen Heere bis nach Moskau vorgedrungen war, ſchloß Rußland mit den Türken Frieden, und die Armee, welche gegen die Türken gefochten hatte, zog nach Rußland, um die Franzosen in die Flanke zu nehmen.

Wie unglücklich dieser Feldzug für die Franzosen endete, und daß der größte Theil der zahlreichen, herrlich ausgestatteten Armee durch Frost und Mangel auf der schnellen Flucht aus Rußland umkam, ist bekannt.

Fernere Schicksale des Vaters.

Napoleon sammelte eine neue Armee, und stellte sie den vereinigten Russen und Preußen entgegen. In der mörderischen Schlacht bey Lützen, in welcher sich beyde Theile den Sieg zuschrieben, focht ich mit, wurde gefangen, und in das innere Frankreich abgeführt.

Vor meiner Abreise zur russischen Armee hatte ich Vorkehrungen getroffen, daß ein Handelshaus in Mohilew die Zahlung für meine liebe Athanasia an einen Banquier in Wien übertragen sollte, und ich hatte eine beträchtliche Summe bey demselben niedergelegt. Durch Kriegsschaden wurde er ganz zu Grunde gerichtet, stellte seine Zahlungen ein, und starb bald darauf.

Dieses erfuhr ich erst, nachdem ich aus der Kriegsgefangenschaft zurück kam, aus welcher ich durch die Verbündeten bey dem Abschlusse des Pariser Friedens befrejet wurde.

Als ich nach Mohilew kam, erkundigte ich mich um Nachrichten von meiner Tochter; aber niemand konnte sie mir geben, weil das dortige Handelshaus Bankerott gemacht, und der Vorsteher des Hauses gestorben war. Nur so viel konnte ich noch erfahren, daß er die

Zahlungen an den Banquier N. in Wien angewiesen habe. Ich schrieb an die Vorsteherinn der Erziehungsanstalt, erhielt aber keine Antwort, weil sie, wie ich jetzt erst von Athanasia erfahren, gestorben ist, und die Erziehungsanstalt sich aufgelöset hat.

Ich wollte sogleich nach Wien reisen, um meine Tochter, wo sie sich immer befände, aufzusuchen; aber ich mußte nach Petersburg gehen, um durch die russische Gesandtschaft zu bewirken, daß ich in mein Besitztum in der Wallachey wieder eingesetzt wurde, welches erst nach vielen Umtrieben bey dem Sultan in Constantinopel durchgeführt wurde.

Nachdem mein Eigenthum in meinem Vaterlande gesichert war, konnte mich nichts mehr von der Reise nach Wien abhalten, und nach den ersten Tagen meiner Ankunft in der Kaiserstadt führt der allgütige Gott mir meine heißersehnte Tochter dort in die Arme, wo ich sie am wenigsten vermuthet hätte. Ihm sey Ehre, Lob und Dank! Nun erst hat mein Leben wieder einen Reiz, da ich meine einzige Tochter besitze.“

B e s c h l u ß.

Diese Erzählung reinigte Kalopulo von allem Verdachte, als ob er sich um seine Tochter weniger bekümmert hätte, als es einem Vater geziemte. Er hatte nun die Absicht, in einigen Tagen mit Athanasia in sein Vaterland auf seine Besitzungen abzureisen. Athanasia wies hin, daß sie große Verbindlichkeiten gegen die Bojarinn und ihre Familie habe, von welcher sie als Freundin behandelt worden sey, und daß sie sich auch ungern von ihrer Freundin Emilie tren-

ne. Sie wollte die Freundschaft, welche sie in dem Hause des Bojaren als armes Mädchen genossen, dadurch erwidern, daß sie als die Tochter eines reichen Güterbesizers den Unterricht und die Erziehung noch so lange fortsetzte, bis ihr Platz durch eine andere würdige Erzieherinn ausgefüllt wäre.

Es wurde nun ein Freundschaftsbund zwischen dem Vater Kalopulo, seiner Tochter, der Familie des Bojaren und des Herrn Frohner geschlossen. Kalopulo wurde sehr leicht gewahr, daß sich Athanasia von ihrer Jugendfreundinn und den guten Menschen, von denen sie so viele Beweise der zärtlichsten Liebe und Freundschaft erhalten, ungern trenne, und den Aufenthalt in den österreichischen Staaten jenem in ihrem Vaterlande, dem sie schon ganz fremd geworden war, vorziehe. Auch er war des unstäten Lebens und der Umtriebe in seinem Vaterlande müde. Er reisete in dasselbe zurück, nur um seine Besitzungen zu verkaufen, kehrte dann nach Wien zurück, und verlebte an der Seite seiner Tochter, die sein Vergnügen und Stolz war, und im Kreise wohlwollender Freunde, deren edlen Sinn sich an seiner Tochter erprobt hatte, sehr vergnügte Tage.

Der Prater.

Der Prater ist ein sehr ausgedehnter Wald auf einer Insel zwischen dem Canale und einem Arme der Donau, welcher mit der inneren Stadt Wien durch die Vorstadt Jägerzeile, welche aus zwey langen Reihen der schönsten Gebäude besteht, verbunden ist. Zu den vielen Merkwürdigkeiten Wiens gehört gewiß auch, daß man in einer kleinen halben Stunde von dem Mittelpuncte der Stadt in einen mit hohen und schattigen Alleen und weiten Grasplätzen gezierten Wald gelangen kann, in welchem man ganze Rudel Hirsche begegnet, die in dem Dickicht und auf den Wiesen weiden, und von denen einige so zahm sind, daß sie sich ungeschüet den Lustwandlern nähern, um ein Stück Brot aus ihrer Hand zu nehmen.

Jährlich werden in diesem ausgedehnten Walde, welcher zugleich allen Ständen zu einem angenehmen Vergnügungsort dient, Hirschjagden gehalten, und insbesondere wird auch auf Dohlen und Krähen, welche in einem abgelegenen Theile desselben in ungeheurer Menge nisten und brüten, Jagd gemacht.

Der Prater, ein Eigenthum des allerhöchsten Hofes, den schon Kaiser Maximilian II. um das Jahr 1570 zu seinem Jagdvergnügen gekauft hat, war ehemahls immer geschlossen. Es wurde in dem-

selben viel Wild zu den kaiserlichen Jagden geheget. In der schönen Vorstadt Jägerzeile waren damahls die Wohnungen der kaiserlichen Jäger zu dem Jagddienste im Prater.

Dieser einsame Wald, welcher früher nur dem allerhöchsten Hofe und dem hohen Adel geöffnet war, wurde von dem menschenfreundlichen Kaiser Joseph II., dem Groß-Oheime unsers allgeliebten Landesvaters, Kaisers Ferdinand I. zu einem Orte des allgemeinen Vergnügens im Jahre 1766 umgestaltet, wo jeder Stand und jedes Alter, der Reiche und der Arme, jeder nach seiner Art, Erholung und Erheiterung suchen und finden kann; wo sich an den schönen Nachmittagen des Frühlings neben der großen Allee, in welcher in buntem Gemische ein Heer von Lustwandelnden sich bewegt, die stattlichsten Kutschen und Prachtwagen mit dem schönsten Gespanne in langen Reihen, die sich oft bis in die Mitte der Stadt auf den Graben ziehen, auf- und abrollen, unter denen mit Ehrfurcht und Wohlgefallen die Lustwandelnden ihr Auge vorzüglich auf jene prächtigen mit sechs muthigen Rossen bespannten Wagen richten, welche Ihre Majestäten den Kaiser, die Kaiserinn, und Ihre kaiserlichen Hoheiten die Erzherzoge und Erzherzoginnen und ihre erlauchten Kinder in die Mitte des sich freuenden Volkes bringen. Nicht selten verlassen Allerhöchst dieselben die Wagen, um, umgeben von den sie hochverehrenden Lustwandelnden aller Stände, einen Spaziergang durch die dicht gefüllte Allee zu machen, welche durch den zierlichen Anzug und das anständige Benehmen der Lustwandelnden mehr einem Versammlungsorte einer auserlesenen Gesellschaft als einem öffentlichen Spazierplaze gleicht.

D i e A l l e e n .

Wie man bey dem letzten Prachtgebäude der Jägerzeile vorüber geht, eröffnet sich ein schöner, ausgehnter Wasenplatz mit Bäumen im Halbkreife umgeben, und vorn mit einem grünen Geländer eingeschlossen, von welchem man eine schöne Fernsicht auf die Gebirge hat, welche in einem Halbkreife Wien umgeben.

Von hier ziehen sich, wie von einem Sterne die Strahlen fünf gerade Alleen durch den Prater, und trennen ihn sächerförmig in fünf Abtheilungen.

Die erste läuft bis zu dem Augarten aus. Im Hintergrunde sieht man im Augarten das niedliche Lusthaus und hinter demselben tauchen die Gebirge, mit Nebel und Wäldern, besetzt auf.

Die zweyte Allee führt zur Ladorbrücke, ist wie die erste mit schattigen Castanien-Bäumen besetzt, und gewährt eine herrliche Aussicht in die Donau-Gegenden und auf den Bisamberg.

Die dritte zieht sich in den Prater, bey einer schönen und dichten Waldgegend, das Stadtgut genannt, vorüber, welche von einem Donau-Arme eingeschlossen ist, wo die Schwimmschule sich befindet, die von Jahr zu Jahr zahlreicher besucht wird. Hier bieten sich sehr angenehme Waldpartien und die schönsten Gruppierungen der Bäume dem Auge dar. Die Luft ertönt im Frühjahr von dem Gesänge der Vögel; die Blüthen der Waldgesträuche hauchen einen balsamischen Duft aus, und Schmetterlinge schwirren von Blume zu Blume, mit welchen der Grasteppich bedeckt ist.

Die vierte Allee zieht sich in der Richtung zum Feuerwerksplatze

hin. Auf dem Wibe sehen wir ein hohes Gerüst über die hochbelaubten Bäume hervorragen. Dieses dient zur Aufstellung des Kunstfeuerwerkes. Täglich werden vier bis fünf gegeben, bey welchen sich immer eine sehr große Zahl Zuschauer versammelt. Auf dem Plage vor dem Gerüste, welcher eine sehr große Ausdehnung hat, treiben Knaben ihr munteres Spiele an den Ferien-Tagen. An dem Saume dieses großen Grasplatzes befinden sich unter schattigen Bäumen einige Wirthsbuden, wo die muntern Spieler einen Labetrunk finden können.

D i e H a u p t - A l l e e .

Die fünfte Allee, auch die Haupt-Allee genannt, welche als eine Fortsetzung der gegen den Augarten auslaufenden Allee angesehen werden kann, ist der Sammelplatz der schönen Welt. Hier bewegen sich in buntem Gemische die Spaziergehenden; hier sieht man die herrlichsten Wegen, die stattlichsten Reiter.

Diese Haupt-Allee besteht aus einer vierfachen Reihe schattiger Castanien-Bäume, welche eine dreyfache Allee bilden. Die mittlere und breiteste ist für die Fahrenden, die zur Rechten für die Reiter, die zur Linken für die Lustwandelnden zu Fuß. Die beyden letzteren sind so schattig, daß sie vor den Sonnenstrahlen schützen.

Gleich bey dem Eintritte in diese Haupt-Allee zur Linken ist der kaiserliche Garten mit dem Gartenhause, durch ein einfaches Gitter von derselben getrennt. Aus einer Abtheilung des Waldes ist er zu einem Garten im englischen Geschmacke umgestaltet, und eben so reich an Blumenbeeten als an dem herrlichsten Obste.

Auf einem weiten Grasplaze neben der Allee zur Linken zeigt

sich, wie es auf dem Bilde zu sehen ist, ein Gebäude, in welchem das Panorama, eine genaue und ausgedehnte bildliche Darstellung einer oder andern Hauptstadt, z. B. Londons, Paris oder einer schönen Gegend zur Schau früher ausgestellt war. Hinter diesem Gebäude in einiger Entfernung ist ein Caroussel, deren Nähe durch den schmetternden Ton der Trompete und den donnernden Schlag der Trommel angekündigt wird. Rechts an der Allee sehen wir auf einem freyen Wiesenplatze den Circus gymnasticus, ein artiges Rundgebäude, in welchem die Kunstreiter, auch Seiltänzer, Equilibristen und dergleichen Schaukünstler ihre Geschicklichkeit zeigen.

Wenn man sich weiter in der Haupt-Allee fortbewegt, so gelangt man zu den Kaffee-Häusern, vor deren jedem unter schattigen Bäumen bis zur Haupt-Allee Tische aufgestellt sind, an welchen ein großer Theil der Lustwandelnden verweilet, um auszuruhen, und sich mit Kaffee, Gefrorenem, Mandelmilch, Limonade, Punsch oder Bier zu laben.

Diese sehen hier die Spaziergehenden vorüberziehen. Keine Kutsche und kein Prachtwagen, der die Lustfahrt in den Prater gewählt hat, entgeht ihrem Blicke, und die Reiter auf ihren stolzen Rennern galoppiren in der dritten Allee vor ihnen vorüber, ohne daß die hier Sitzenden durch Staub oder andere Unbequemlichkeiten belästigt würden. Harmonische Musik von Blas-Instrumenten sucht das Vergnügen zu erhöhen.

Dem ersten Kaffee-Hause gegenüber, an der Reiter-Allee, steht auf einer mäßigen Erhöhung eine Scheuer, in welcher das Heu für die Hirsche aufbewahrt wird, die sich im Winter sehr zahlreich um

dieselbe lagern, und von denen einige so zahm sind, daß sie den Fußgängern entgegen kommen, einer stillstehenden Kutsche sich sogleich nähern, und sich von jenen, die in der Kutsche sitzen, mit Brot speisen lassen. Selbst im Sommer gehen sie zwischen den Tischen herum, um ein Stück Brot von den Gästen zu erhalten.

Diese dreyfache Allee zieht sich fast eine halbe Stunde lang in gerader Richtung an einen runden Platz hin, wo die Kutschen, Reiter und Fußgehen mehrentheils umkehren, und die Allee wieder herauf ziehen. Andere biegen gegen das in stundeweiter Entfernung am südöstlichen Ende des Praters gelegene Lusthaus aus, vor welchem der Donau-Canal, der die Leopoldstadt von der inneren Stadt trennt, sich vorbey windet.

Dieses niedliche, runde, mit Gallerien umgebene Gebäude erhebt sich auf einem freyen runden Platze, und ist mit üppig grünenden Auen umgeben. Es war ehemahls ein kaiserliches Jagdschloß. Kaiser Joseph II. ließ es für alle öffnen.

Es wurde in der vaterländischen Geschichte dadurch merkwürdig, daß Kaiser Franz I., unser am 2. März 1835 verstorbener allverehrter Landesvater, bey der Feyer des Gedächtnistages der Schlacht bey Leipzig am 18. October 1814 den Kaiser von Rußland, den König von Preußen, Dänemark, Baiern und Württemberg, die übrigen Verbündeten hohen Mächte, welche aus Deutschland bey dem Congresse in Wien anwesend waren, die Prinzen aus diesen hohen Häusern, ihre Minister, Generäle und andere Große der mächtigsten Reiche in Europa, in diesem Lusthause bewirthete, und daß an diesem Freudentage die Officiere, welche die blutige Schlacht mitgeschlagen hatten, an

langen Tafeln, die wie die Strahlen eines Sternes von dem Lusthause ausliefen, und die Besatzung von Wien, 20000 Mann stark, auf der Simmeringer Heide, welche durch eine Brücke mit dem Lusthausplatze verbunden worden war, reichlich bewirthet wurden.

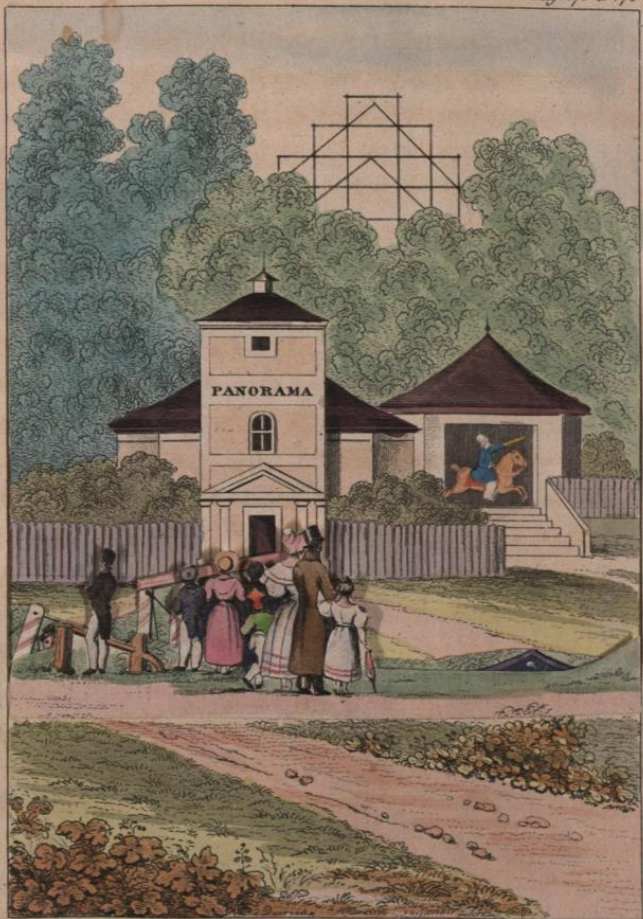
Der Volksprater.

Die zweyte Vorstellung des Bildes zeigt uns ein Gemählde aus dem so genannten Wurstelprater, welcher der Tummelplatz des Volkes ist. Wie sehen hier eine Schaukel, und eine andere Gattung derselben, Haspel genannt.

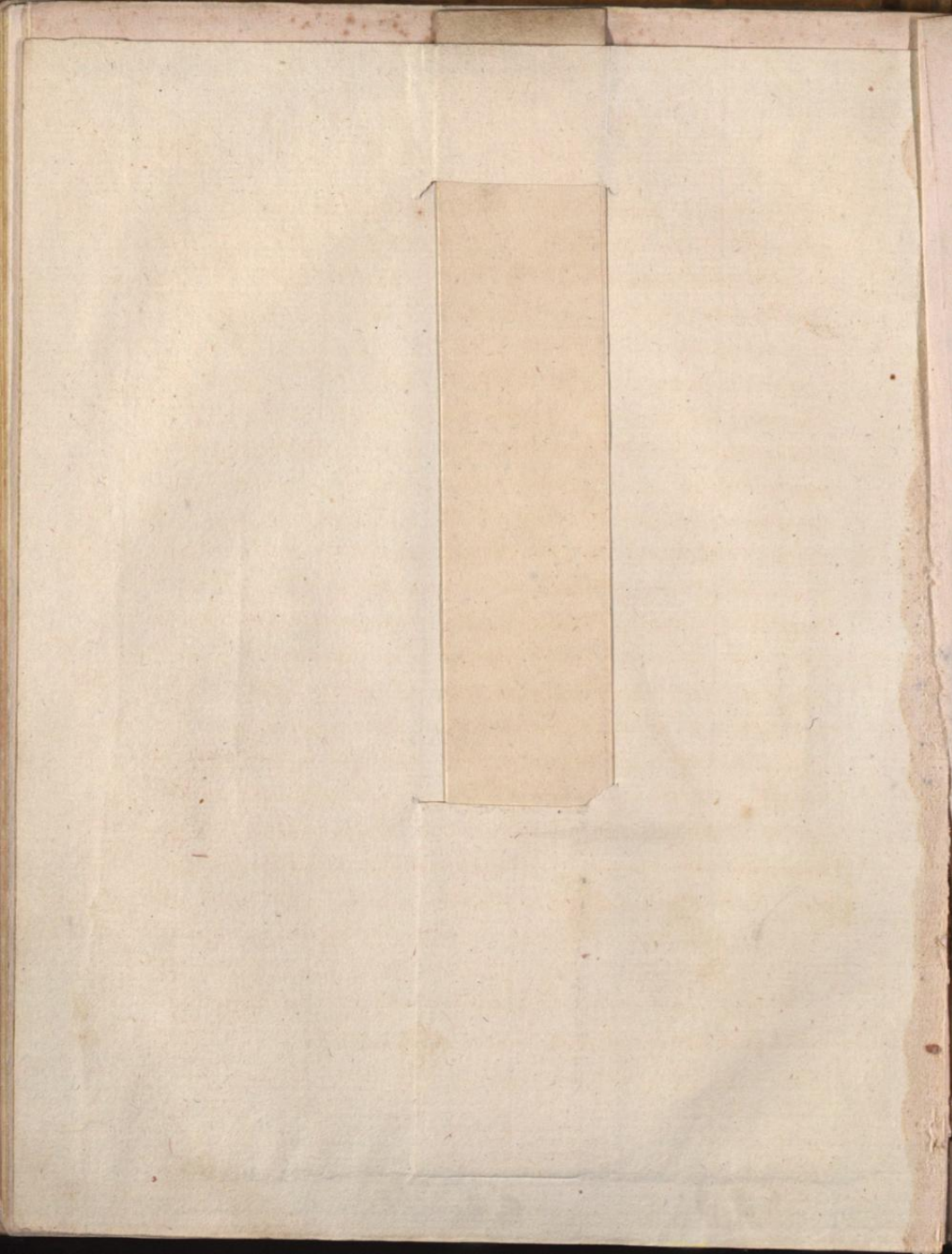
Den Rahmen Wurstelprater geben die Wiener dieser Abtheilung des Praters, welche den Raum zwischen der vierten und fünften Allee einnimmt, von der kleinen Bude, welche wir hier dargestellt sehen. In derselben spielt eine spannlange Puppe, Hanswurst oder Wurstel genannt, Comödie. Sie wird durch die Finger eines in der Bude verborgenen Mannes bewegt, und treibt allerley Poffen, von denen die beliebteste der Zank und Kampf des Hanswurstes mit seinem Weibe ist, die oft in Thiere, in Kätschen, Kaninchen u. dgl. verwandelt, zuletzt todt geschlagen und begraben wird.

Kein vernünftiger Mensch kann Wohlgefallen an solchen pöbelhaften Poffen haben, und doch ist immer ein Haufen Volkes um die Bude versammelt, um diese Erbärmlichkeiten zu schauen, und nicht selten führen schwachsinelige Altern auch ihre Kinder dahin, und bedenken nicht, wie viel sie ihnen durch dieses pöbelhafte Schauspiel schaden.

In dieser Abtheilung des Praters sucht überhaupt das gemeine Volk sein Vergnügen, wie in der Haupt-Allee mehrentheils der Adel und auch Leute aus den gebildeten Ständen sich frey bewegen.



Der Prater.



In dem so genannten Wurstelprater ist auch alles zum Vergnügen und nach dem Geschmacke des gemeinen Handwerkers, Lastträgers, Tagelöhners und Holzschiebers u. s. w. hergerichtet. Eine große Zahl Schenkbuden sind, unter den Bäumen zerstreut, errichtet. Eine Regelpahne darf bey denselben nicht fehlen. Haben sich Gäste bey den Tischen versammelt, so findet sich ein Bänkelsänger oder eine Bänkelsängerinn mit der Harfe, oder ein solches Pärchen mit Harfe und Violine ein, die durch kreischenden Gesang die Lachlust der Anwesenden zu erregen, und sich dadurch einige Kreuzer zu erwerben suchen. In dieser Abtheilung gibt es eine bedeutende Zahl Ringelspiele und Caroussel, Schaukeln aller Art, eine Camera obscura, ein Wachsgigaren-Cabinet, ein Vogelschießen, eine Bude mit optischen Darstellungen, eine Bude, wo Taschenspieler ihre Künste zeigen, Marionetten-Spiele u. dgl.

Hier ziehen Peyerländer, Sackpfeifer, Bettelmusikanten, Leute mit abgerichteten Hunden, mit Affen und mit Drehorgeln herum, die alle eine Gabe von den Vergnügungslustigen zu erhalten wünschen.

Wer die Sitte des Wiener Volkes genauer kennen lernen will, muß an einem heiteren Nachmittage des Sommers diese Abtheilung des Praters besuchen, und beobachten, wie sich Personen jedes Alters aus dem Volke hier benehmen, wie sie sich bey dem Glase Wein oder Bier, bey munteren Volksspielen, bey Musik, Schaukel und Ringelrennen von den Mühen der langen Woche zu erhohlen suchen, und wie bey dem lärmenden Gewirre sich doch niemand über tolle Ungelassenheit oder grobe Beleidigungen zu beklagen hat.

Glück durch Unglück.

Robert Vecchio hatte seine kräftigen Jahre in Kriegsdiensten zugebracht, als Soldat viele Länder durchgezogen, bittere und angenehme Erfahrungen gemacht, und wie sein von den Ältern eingepflanzter reglloser Sinn mitten im Kriegsgetümmel und unter dem leichtfertigen Treiben seiner Kriegsgefährten nie erlosch, die feste Überzeugung bey sich begründet, daß des Menschen Schicksal in Gottes Hand liege.

Daher sah er in allen Begebenheiten, sie mochten ihn nahe oder fern berühren, Gottes allwaltende Fürsorge, Güte und Weisheit, und mit dieser frommen Gesinnung ertrug er die widrigen Zufälle mit Ergebung in den göttlichen Willen, und übernahm sich nicht, wenn es ihm wohl erging.

Durch die Beschwerden der langjährigen Kriegsdienste und durch ehrenvolle Wunden geschwächt, nahm er den Abschied vom Regimente, und zog sich in sein Geburtsort, welches ein an der Gränze Savoyens gelegenes Dorf war, zurück, wo er noch seine alte Mutter antraf, der er alle Liebe und Sorgfalt erwies, so lange sie lebte. Er nahm ein braves Weib, die ihm einen Sohn brachte, der in der Taufe den Nahmen Anselm erhielt.

Roberts Bruder.

Robert war arm, aber er ernährte sich redlich. Er arbeitete um das Tagelohn, und versah Feldhüthers-Dienste. Sein Weib war

eben so arbeitfam als er, und sie erwarben so viel, daß sie nicht Mangel leiden durften. Das Wenige, was sie hatten, genossen sie mit Dank gegen Gott, dem sie mit frommen Sinne für die Zukunft vertrauten. Ihren Sohn erzogen sie zur Tugend und Frömmigkeit, und gewöhnten ihn von Kindheit an zur nützlichen Thätigkeit.

So lebten sie mehrere Jahre in ihrer Niedrigkeit zufrieden, und hatten keinen andern Wunsch, als daß der gute Gott die Arbeit ihrer Hände segnen, und Anselm zu ihrer Freude möchte heranwachsen lassen.

Am Abende, wenn der Vater nach dem schweren Tagwerke nach Hause kam, war sein größtes Vergnügen, mit seinem lieben Anselm ein Viertelstündchen zu plaudern, und an Feyertagen erzählte er ihm von den Begebenheiten seiner Kriegszüge und von den Erfahrungen, die er bey diesen und in seinem Soldatenleben gemacht hatte, und suchte immer von denselben heilsame Lehren für den Sohn herzuleiten, welche dieser wohl beherzigte.

Aber durch diese Erzählungen erwachte schon zeitlich in dem Knaben die Lust, einst in die weite Welt zu gehen, und dort sein Glück zu suchen. Dieser Hang wurde durch des Vaters Bruder noch mehr angefaßt, welcher, nachdem er durch mehr als zwanzig Jahre im Seedienste von seiner Heimath abwesend gewesen war, seinen Bruder Robert besuchte.

Dieser wußte gar Vieles von den Reisen zu erzählen, die er zur See nach verschiedenen Weltgegenden unternommen, und was er dort Merkwürdiges gesehen, und welche Erfahrungen er gemacht hatte. Anselm war bey diesen Erzählungen ganz Ohr, und um immer Neues zu

hören, wick er fast nicht von der Seite seines Oheims, der gleich Anfangs seine Liebe ganz gewonnen hatte, weil er ihm einen jungen, drolligen Affen mitgebracht hatte, der den Knaben großes Vergnügen machte.

A n s e l m w i r d v e r w a i s e t .

Bald nach der Abreise des Bruders wurde die Ruhe und das Glück dieser armen, aber zufriedenen Familie durch ein trauriges Ereigniß gestört. Der Vater wurde als Bothe in die an zehn Meilen entfernte Stadt geschickt, übereilte sich auf dem Wege, kam krank nach Hause, und starb nach acht Tagen.

Die Mutter, welche sich über den Tod des Gatten bitter kränkte, übernahm in ihrem Seelenleiden die Krankenwärtersstelle in einer Familie, in welcher mehrere Hausgenossen am Nervenfieber krank lagen, wurde von der nämlichen Krankheit ergriffen, und starb zwey Monathe nach ihrem Gatten.

Nun war Anselm ganz verlassen. Eine arme Verwandte seiner Mutter erbarmte sich seiner, und nahm ihn zu sich. Der Knabe wußte sich Anfangs vor Leidwesen über sein Unglück nicht zu fassen, und nur die Lehren der Religion und das feste Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche seine Ältern so tief in sein Herz gepflanzt hatten, gaben ihm Trost. Es war für ihn auch schmerzlich, daß er seiner armen Mutter, die selbst nichts zu nagen und zu beißen hatte, zur Last fallen mußte; und nachdem der heftigste Schmerz über den Tod seiner Ältern sich gelegt hatte, erwachte in ihm ein Gedanke, wie er sich selbst seinen Unterhalt erwerben, und vielleicht sein Glück gründen konnte.

A n s e l m w i l l w a n d e r n .

Er hatte gehört, daß arme Knaben aus dem benachbarten Savoyen mit Murmelthieren in fremde Länder zögen, dieselben für Geld sehen ließen, und auf diesen Wanderungen oft schon einen braven Lehrern oder andere gute Menschen gefunden hätten, die sich ihrer annehmen, und für ihr Fortkommen sorgten. Anselm hatte zwar kein Murmelthier, aber einen drolligen Affen, den er und sein Vater verschiedene Künste gelehrt hatten. Mit diesem wollte er herumreisen, ihn für Geld sehen lassen, und wenn er ein hübsches Sümmdchen erworben hätte, wieder nach Hause zurückkehren.

Anselm eröffnete sein Vorhaben der Mähme, die freylich verschiedene Einwendungen, besonders wegen seiner Jugend machte; denn er war damahls erst zwölf Jahre alt; er aber wußte die Mähme zu bereben, und ließ von Bitten nicht ab, bis sie ihre Einwilligung gab. Es wurde für den Affen ein Kästchen bereitet, welches Anselm an Tragbändern auf den Rücken nehmen sollte. Ober demselben wurde sein weniges Leinenzeug und ein Paar Schuhe aufgepackt, ein Brotsack und ein dicker Knotenstock bereitet.

W a n d e r u n g .

Während war der Abschied von der Mähme. Sie gab dem Knaben nichts als ein Stück Brot und ihren Segen auf die Reise mit, und ermahnte ihn mit Thränen im Auge, daß er immer Gott vor Augen haben, ehrlich und redlich handeln, und sich zu nichts Bösem sollte verleiten lassen. Insbesondere band sie ihm ein, täglich sein Mor-

gen • und Abendgebeth zu verrichten; ehe er sich Abends zur Ruhe be-
gebe, sein Gewissen zu erforschen, ob er sich an diesem Tage keine böse
Handlung vorzuwerfen habe, und an keiner Kirche vorüberzugehen,
ohne sich in derselben dem Schutze Gottes anzuempfehlen.

Anselm versprach unter Schwürzen, genau zu erfüllen, was
ihm die Ruhme aufgetragen hatte, und zog im Nahmen Gottes
weiter. In den ersten Tagen seiner Wanderung, welche auch schönes
Wetter begünstigte, ging es ihm so wohl, daß er gute Hoffnung für
die Zukunft hatte. Er gewann täglich einige Groschen, bekam in man-
chen Häusern, wo er seinen Affen die Künste zeigen ließ, Brot und
andere Eswaaren, und war wegen des Nachtlagers nie verlegen, wenn
er es auch in der Scheune oder im Stalle auf Heu und Stroh neh-
men mußte. In den ersten zwey Monathen hatte er so viel zusammen
gespart, daß er seiner Ruhme zehn Gulden in einem Briefe durch
die Post schicken konnte.

E i n G a u n e r.

Aber auf Sonnenschein folgt oft Ungewitter. Es kamen Tage,
an welchen Anselm wenig oder nichts erwartete, und an denen er von
den Thüren barsch wie ein Bettelbube abgewiesen wurde. Manche Nacht
mußte er mit seinem Affen unter freyem Himmel zubringen, und oft
Tage lang bey Regen und stürmischem Wetter herumziehen, ohne nur
ein Stück Brot zu erwerben.

Doch er ertrug alles Ungemach mit Geduld, und vertrauete auf
Gott, daß er ihm wieder bessere Tage schenken werde. Sie kamen,
und Anselm, der nun schon bey achtzig Meilen von seiner Heimath

entfernt war, machte mit seinem Affen wieder gute Geschäfte, und hatte ein hübsches Bündchen Geld beysammen.

Da gesellte sich auf dem Wege ein Reisender zu ihm, der sich für einen wandernden Schornsteinfeger und seinen Landsmann ausgab. Er war aber ein Gauner, welcher zu einer Diebsgesellschaft gehörte, die in dieser Gegend sich aufhielt.

Dieser Bösewicht wußte das Zutrauen des Knaben ganz zu gewinnen, daß er ihm sogar sein Beutelchen mit dem Gelde zeigte. Der Weg führte durch einen großen Wald. In der Mitte desselben setzten sich beyde nieder, um auszuruhen. Der Gauner stellte sich, als ob er vor Müdigkeit einschlafe.

Anselm streckte sich auch sorglos in das Gras hin, und fing zu schlummern an. Diesen Zeitpunkt benützte der Gauner, hielt mit einer Hand dessen beyde Arme fest, und zog ihm mit der andern den Beutel mit dem Gelde aus der Tasche. Als Anselm, der darüber erwachte, ein Angstgeschrey erhob, und nach Hülfe rief, zog der Bösewicht einen Dolch hervor, und drohte, Anselm zu durchbohren, wenn er noch einen Laut von sich gebe. Dann drang er durch das Dickicht, und verschwand.

N e u e s U n g l ü c k .

Anselm raffte sich auf, und eilte weinend fort. Es war ihm sein Erspartes geraubt worden, und er war froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war, und seinen Affen noch hatte. Er nahm sich vor, hinsür vorsichtiger zu seyn, und nicht jedem unberufenen Fremden sein Zutrauen zu schenken. Durch Schaden war er klug geworden.

Er hatte noch eine gute Stunde Weges zu gehen, bis sich der Wald lichtete. In einiger Entfernung erblickte er ein Schloß. Er ging auf dasselbe zu bis auf den Schloßplatz. Er bath um Erlaubniß, seinen Affen zeigen zu dürfen.

Bald hatten sich die Kinder des Barons E., welcher der Eigenthümer des Schloßes war, andere Hausgenossen und ihre Kinder um den Affen versammelt, der bald tanzte, bald die possierlichsten Sprünge machte, und allgemeines Gelächter erregte. Doch o Unglück! Plötzlich stürzte der Hofhund, eine große englische Dogge, die man gar nicht beachtete, auf den Affen los, packte ihn beyhm Genick, schüttelte ihn einige Male in der Luft, und warf ihn todt zur Erde. Dieses geschah so schnell, daß niemand den Hund abwehren konnte.

Aus Unglück entspringt Glück.

Anselm war starr vor Schrecken, und brach endlich in lautes Weinen aus. „Barmherziger Gott!“ rief er, „erst hat man mir mein Geld geraubt, jetzt ist auch mein Affe todt! Was soll ich armer Waise im fremden Lande anfangen? Ich werde des Hungers sterben müssen?“

Alle hatten herzliches Mitleiden mit dem Knaben; die Kinder des Barons eilten zu ihren Sparbüchsen, um den Knaben für seinen großen Verlust zu entschädigen, und alle Anwesenden suchten ihn zu trösten. Er aber hörte nicht auf zu weinen und zu jammern, und über sein Unglück zu klagen.

Der Baron und seine Gemahlinn hatten von dem Fenster des ersten Stockwerkes alles gesehen und gehört. Er rief Anselm zu sich, suchte ihn zu beruhigen, und sprach: „In meinem Hause hast du ein

Unglück erlitten, es soll dir in demselben auch Heil widerfahren, wenn du desselben würdig bist.“

Er befragte dann Anselm über seine Ätern, über seine früheren Lebensumstände, und warum er mit dem Affen herumziehe, und nicht lieber ein Handwerk lerne. Anselm beantwortete jede Frage unverhohlen, ließ in allen seinen Reden ein unverdorbenes Gemüth und einen frommen Sinn durchblicken. Er stellte dem Baron seine große Noth vor, erzählte, wie er erst von einem Gauner bestohlen worden war, und drückte seinen Wunsch aus, etwas Nützliches zu lernen, womit er sich ehrlich sein Brot erwerben könne.

Der Baron gab ihn zum Schloßgärtner in die Lehre. Anselm betrug sich so gut, daß jedermann eine Freude an ihm hatte, und wurde ein tüchtiger Ziergärtner. Der Baron unterstützte ihn auf alle Weise, ließ ihn zu den berühmtesten Kunstgärtnern auf Arbeit gehen, und bildete ihn vollkommen in der Gärtnercy aus. Jetzt ist Anselm Schloßgärtner, und wegen seiner Geschicklichkeit weit und breit bekannt.

Edelmuth einer jungen Negerinn.

Die Gemahlinn des reichen Pächters Stanley auf Samaika hatte ein Negermädchen, welches kaum über zwölf Jahre alt war, zu sich ins Haus genommen. Frau Stanley, noch in der Blüthe ihrer Jahre, war nicht gefühllos gegen die armen Neger-Sclaven, aber heftig, aufbrausend und voreilig; und obwohl sie ihre Übereilung bald wieder bereuete, war doch nicht selten zu stolz, um zu bekennen, daß sie sich bey aufbrausender Hitze übereilt hatte, und das wieder gut zu machen, was sie im Zorne verdorben hatte.

Daher hatte Nanina, so hieß das Negermädchen, viel von dem heftigen Temperamente ihrer Herrinn zu ertragen, und es war ihr nicht immer möglich, der üblen Laune derselben auszuweichen, so sehr das Negermädchen auf der Huth war. Aber sie erfreuete sich auch einer guten Behandlung, wenn Frau Stanley in guter Stimmung war, und sie hatte manche Wohlthat derselben zu verdanken, worunter auch diese zu zählen war, daß Nanina's Ältern von dem Aufseher in der Pflanzung viel besser gehalten wurden, als die übrigen Neger-Sclaven.

Das schwarze Mädchen wußte sich immer besser in die Launen ihrer Gebietherinn zu schicken, und ihr so mancherley kleine Dienste

oft unaufgefordert, zu erweisen, daß sie bald derselben unentbehrlich wurde, immer um sie seyn, und sie allenthalben begleiten mußte.

Da Nanina sich allmählich auch an ihre Launen gewöhnte, und den Ausbruch ihres Unmuthes geduldig und ohne Widerrede ertrug, so suchte ihre Gebietherinn auch mehrentheils das Unrecht, welches sie ihr angethan hatte, auf eine oder andere Art wieder gut zu machen, so daß Nanina nicht nur mit ihrer Lage zufrieden, sondern ihrer Gebietherinn auch vom Herzen ergeben war.

Ungerechte Beschuldigung.

Nanina hatte schon das sechzehnte Jahr erreicht, und, war vier Jahre um die Person ihrer Gebietherinn gewesen. Da gerieth Frau Stanly in Mißhelligkeiten mit einer Freundin, und sie warf einen Argwohn auf Nanina, daß diese durch Achselträgerey zu denselben beygetragen habe, obwohl das Negermädchen ganz unschuldig war.

Ofters brach ihr Unmuth über Nanina los, ohne daß diese Veranlassung gegeben hätte, und sie mußte manche Mißhandlung erdulden. Im Zorne drohte sie ihr oft, daß sie sie augenblicklich aus dem Hause jagen werde.

Bald darauf vermißte Frau Stanly einen kleinen goldenen Ring, der ungeachtet der sorgfältigsten Nachsuchungen nirgends zu finden war. Da schöpfte Frau Stanly Verdacht, daß Nanina ihn entwendet habe, da diese doch ihre Treue bey vielen Gelegenheiten und oft mit Aufopferung erwiesen hatte. Sie war so hart, das Mädchen wegen des Ringes zur Rede zu stellen, und sie des Diebstahls zu beschuldigen.

Da regte sich das beleidigte Ehrgefühl des Mädchens, und sie wagte es, sich standhaft zu vertheidigen, und ihre Unschuld durch ihr früheres untadelhaftes Betragen zu beweisen. Einsprache und Widerrede konnte Frau Stanly gar nicht ertragen. Sie gerieth in den wüthendsten Zorn, stieß gräßliche Schmähungen und Verwünschungen gegen Nanina aus, und jagte sie fort.

Stolz hindert das Unrecht gut zu machen.

Nanina verließ mit blutendem Herzen das Haus, in welchem sie manche Wohlthat empfangen hatte. Es verwundete sie tief in die Seele, daß sie von ihrer Gebietherinn, der sie mit treuem Herzen ergeben gewesen war, bis zur Diebinn herabgewürdigt wurde.

Frau Stanly hatte ihr verbothen, je wieder vor ihren Augen zu erscheinen. Nanina war ganz zernichtet; sie raffte weinend ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, und entfloh weit von hier weg in eine andere Pflanzung, um sich den Augen ihrer ungerechten und harten Gebietherinn auf immer zu entziehen.

Frau Stanly sah wohl ein, als ihr Blut zu wallen aufgehört hatte, daß sie sich von dem Zorne zur Ungerechtigkeit und Härte gegen Nanina habe hinreißen lassen; aber sie war zu stolz, ihr Unrecht zu gestehen; noch weniger war sie geneigt, Nanina aufsuchen und zurückrufen zu lassen, und die Hand zur Versöhnung zu biethen.

Sie bereuete zwar, daß sie die treue Dienerinn hart behandelt hatte; sie machte sich auch die bittersten Vorwürfe, als sie das goldene Ringlein, wegen dessen sie Nanina angeschuldigt hatte, in einem Buche fand, in welches sie es selbst gelegt hatte; aber sie that

nichts, um das angethane Unrecht wieder gut zu machen, und die Ehre des Negermädchens zu retten.

Unerwartete Erscheinung.

Es war schon ein Jahr verflossen, ohne daß Frau Stanly wußte, wo Nanina sich befinde, oder was aus ihr geworden sey, obwohl sie oft mit Wehmuth an die treue Dienerinn dachte, die sie so hart gekränkt hatte.

Frau Stanly pflegte täglich gegen Abend in einen nahen Wald spazieren zu gehen, und dort bis zur Dunkelheit der Nacht zu verweilen. Als sie eines Tages schon auf dem Rückwege war, kroch ein Negermädchen aus dem Gebüsch, und kam ihr schüchtern entgegen. Es war Nanina.

Als diese scheu umher geblickt hatte, sagte sie leise zu Frau Stanly, welche über diese unerwartete Erscheinung erschrak: „Gnädige Frau, mit Lebensgefahr habe ich mich hierher geschlichen, um sie vor einem großen Unglücke zu warnen.“

„Die Neger haben sich verschworen, alle Pflanzungen, auch die Ihrige, in dieser Gegend niederzubrennen, die Besitzer, Pächter und Aufseher und alle Weißen zu ermorden. Retten Sie sich mit ihrem Gatten, sonst sind sie verloren. Es kann mir das Leben kosten, daß ich dieses Geheimniß verrathe; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Sie, die ich noch immer von Herzen liebe, und Ihr Gatte durch die Hände meiner Landsleute sterben sollen.“

B e s c h l u ß.

„Gutes Mädchen,“ rief Frau Stanly, von Angst und Rührung erschüttert, aus „was hat dich bewogen, so viel für mich zu wagen, und mich vor der großen Gefahr zu warnen, mich, die ich dir so großes Unrecht gethan, dich so sehr gemißhandelt habe.“

„Die Lehre Jesu,“ entgegnete das Mädchen, „die ich in Ihrem Hause eingefogen habe; die befiehlt, denen Gutes zu thun, die uns hassen und verfolgen.“

Frau Stanly eilte mit Nanina in der Dunkelheit der Nacht nach Hause, verbarg sie in demselben, daß sie von niemanden gesehen wurde, und theilte ihrem Gatten das schreckliche Geheimniß mit. Dieser eilte noch bey der Nacht in die Stadt, um den Befehlshaber von der Verschwörung der Neger zu unterrichten, und um bewaffnete Mannschaft zum Schutze seiner Pflanzung zu bitten.

Diese kam dort noch zu rechter Zeit an, ehe die Neger sie anzünden, und Gewaltthätigkeiten ausüben konnten. Andere Pflanzungen gingen in Rauch auf, und mehrere Personen auf denselben wurden gemordet, ehe man den Neger-Aufruhr stillen konnte.

Man sagt, daß Frau Stanly durch diesen Vorfall so erschüttert worden sey, daß sie ihr heftiges Temperament bezwang, und Nanina von nun an als Freundin mit zuvorkommender Güte behandelte, und ihr den großen Dienst vielfach vergalt.

Die alte Susanna.

Mehrere Knaben spielten auf dem Glacis vor dem Stadthore Ballen. Unter ihnen befand sich auch Alfred, der Sohn des Kaufmanns S*, ein lebhafter, stinker Knabe, den seine Schulfreunde beyh Spiel ungerne vermiften, weil er durch seine Munterkeit alle aufheiterte, und nie ein Mitspielender sich über ihn zu beklagen hatte.

An einem Ferien-Tage ging es bey dem Ballspiele lebhafter als gewöhnlich zu, und Alfred jagte bey demselben wie ein muthwilliges Reh herum, ohne immer vor und neben sich zu sehen.

Einer der Mitspielenden, welcher sich zu sehr angestrengt hatte, wollte eine kurze Zeit ausruhen, und winkte der alten Susanna, daß sie zu ihm kommen möchte. Diese war ein steinaltes Mütterchen, die auf einen Stab gestützt, auf den Spielfläzen herumschlich, und den Knaben Hohlhippen, Waffeln und anders süßes Gebäcke zum Verkaufe anboth. Sie war allen wohlbekannt, und es was keiner, der nicht an einem oder dem andern Tage Backwerk von ihr gekauft hatte. Sie sprach sie immer freundlich an, nannte sie junge Herren, bewachte oft ihre Kleider, die sie beyh Spiel abgelegt hatten; sie erlaubte sich aber auch manchmahl, ihnen gutmüthige Vorstellungen zu machen, wenn sie es beyh Spiel zu toll trieben, und sich zu sehr erhitzen, und sie zu versöhnen, wenn es Streit gab.

Freylich lachten oft manche muthwillige und unbesonnene Knaben über diese Anmaßung des alten Mütterchens; die vernünftigeren aber ehrten ihr hohes Alter und ihren guten Willen, und für diese hatte sie nicht in den Wind gesprochen.

U n v o r s i c h t i g k e i t.

Wie nun die alte Susanna auf den Wink des Knaben herbey trippelte, rannte Alfred, der einem Wurse mit dem Balle ausweichen wollte, unversehens so gewaltig an dieselbe an, daß sie zu Boden stürzte. Sie fiel mit dem Kopfe so hart auf, daß sie besinnungslos im Grase da lag. Der Korb mit den Hohlhippen, Waffeln und dem andern Gebäcke war ihr aus der Hand gefallen, und diese lagen zerstreut herum.

Alfred stand wie vom Blitze getroffen bey ihr, und hielt sie für todt. Todtenblässe war über sein Gesicht verbreitet; er konnte vor Schrecken kein Glied bewegen, und keinen Laut hervorbringen.

Es waren sogleich einige dienstfertige Menschen herbey gelaufen, und ein Mitspielenden hohlte so gleich ein Glas Wasser aus der nicht weit entfernten Kaffeh-Schenke, und ein anderer einen stärkenden Geist zur Labung. Durch diese Mittel erhöhte sich die Alte bald wieder von ihrer Betäubung; man hob sie auf, und nachdem sie einige Zeit im Grase geseffen, fing sie zu sprechen an.

Jetzt erst hohlte Alfred wieder leichter Athem; denn es lag ihm centnerschwer auf der Brust, daß er durch seine Unvorsichtigkeit Ursache an dem Tode der alten Frau seyn sollte. Mit Thränen im Auge nahm er sie bey der Hand, fragte sie, wie sie sich befände, bath sie in den rüh-

rendsten Ausdrücken um Vergebung, daß er ihr wider seinen Willen so viel Leid zugefügt habe, und er gab sich nicht zufrieden, bis sie ihm versicherte, daß ihr wieder wohl sey, und sie aufstehen und gehen könne.

V e r g e l t u n g.

Nun war die Alte um ihren Korb und ihr Backwerk besorgt. Die Knaben hatten es aber schon im Grase aufgelesen, und ordentlich in den Korb gelegt. Manches davon war zerbrochen, und sie erbothen sich, dasselbe zu behalten, und ihr zu bezahlen. Dadurch hatte sie mehr Absatz, als sie gehofft hatte.

Alfred gab vor, daß er im Korbe nachsehen müßte, ob er nicht ein zerbrochenes Stück noch finde, und steckte bey dieser Gelegenheit ein seidenes Beutelchen, in welchem sich sein erst erhaltenes monatliches Taschengeld von zwey Gulden befand, an den Boden des Korbes unter das Backwerk, ohne daß es jemand sehen noch vermuthen konnte. Die Alte machte sich wieder, so gut es gehen wollte, auf die Beine, und entfernte sich, nachdem Alfred sie vielmahl gebethen hatte, daß sie nur nicht böse auf ihn seyn, und ihm verzeihen wolle, was er ihr wider seinen Willen gethan hatte.

Das Spiel hatte nach diesem Vorfalle ein Ende, und die Knaben gingen nach Hause. Alfred, der sonst so muntere Alfred, war in sich gekehrt, und konnte keinen frohen Gedanken fassen. Er machte sich über seine Unvorsichtigkeit bittere Vorwürfe, und dankte Gott, daß der durch ihn angerichtete Unfall noch so gut geendet hatte.

E h r l i c h k e i t.

Erst am andern Tage entdeckte die alte Susanna den Beutel im Korbe, und sie vermuthete sogleich, daß einer der Knaben, die so gutwillig das zerbrochene Backwerk ihr bezahlt hatten, den Beutel mit dem Gelde in guter Absicht in den Korb gelegt habe; sie meinte aber zugleich, daß ein Knabe ohne Vorwissen seiner Ältern nicht so viel auf einmahl verschenken dürfe.

Die ehrliche Frau begab sich daher gegen Abend wieder auf den Spielplatz, um mit den Knaben Rücksprache zu nehmen. Keiner wollte von dem Beutel etwas wissen, und alle riethen auf Alfred, dessen gutes Herz sie kannten. Er fand sich aber mehrere Tage auf dem Spielplatz nicht ein, weil die Geschichte mit der alten Susanna einen so schmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Von den Knaben erfuhr diese, wo seine Ältern wohnten. Am Morgen des folgenden Tages begab sie sich zu denselben, und traf die Ältern mit ihren Kindern beim Frühstück an. Sie entschuldigte sich, daß sie als Fremde so früh komme, setzte aber bey, daß eine wichtige Angelegenheit sie nöthige, vor ihnen zu erscheinen. Sie erzählte sehr schonend den Vorfall auf dem Spielplatz, wies dann den Beutel her, und sagte, daß nur Alfred denselben in den Korb legen können, und daß es ihr Gewissen nicht erlaube, denselben mit dem Gelde zu behalten, da Kinder ohne Vorwissen ihrer Ältern nicht so viel auf einmahl verschenken dürfen.

Alfred war in der größten Verlegenheit. Der Vater lobte die Gewissenhaftigkeit der alten Frau, und sagte, daß sie das Geschenk

auch mit seiner Einwilligung behalten könne, und es als einen kleinen Ersatz für das Leid ansehen solle, welches ihr Alfred verursacht hatte.

Diesen machte er aufmerksam, was für ein großes Unheil seine Unvorsichtigkeit hätte anrichten können, ermunterte ihn, hinfür vorsichtiger zu seyn, lobte aber an ihm, daß er, so viel es in seiner Macht stand, den Schaden wieder gut zu machen gesucht hatte.

Die Mutter war über das gute Herz des Sohnes bis zu Thränen gerührt; die Alte erzählte, wie Alfred alles aufgeboten hatte, um sie nach dem Falle zu beruhigen, und wie leid es ihm war, daß er Ursache an demselben war.

Dieser Vorfall hatte die Folge, daß die alte Frau, die sehr kümmerlich lebte, eine monatliche Unterstützung von dem Kaufmanne erhielt, zu welcher Alfred immer von seinem Taschengelde etwas beylegte.

Eine Scene aus Neapel.

Edward Sedley, der Sohn eines reichen Engländers, machte mit seinem Erzieher nach vollendeten Studien eine Reise durch Frankreich und Italien. Sie hielten sich längere Zeit in Neapel auf, wo sie an den Grafen Gasparino, einen alten Freund des Vaters, gewiesen waren, der sie mit zuvorkommender Freundlichkeit aufnahm, und ihnen bereitwillig alle Gelegenheit verschaffte, die Merkwürdigkeiten der großen Residenz-Stadt zu sehen, und das Leben der höheren Stände und des Volkes hier so wohl als in dem südlichen Italien kennen zu lernen.

Der Graf hatte einen Sohn, der mit Sedley gleiches Alters war, der sich durch äußere Bildung, muntere Laune, treffenden Wit und durch vielseitige, wenn auch oberflächliche Kenntnisse auszeichnete. Bald hatten die beyden Jünglinge Freundschaft geschlossen, und der junge Graf war Sedley's steter Begleiter, der ihn in verschiedene Gesellschaften einführte, während Mountford, so hieß Sedley's Erzieher, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen und mit den Werken der Kunst beschäftigte.

Festige Gesellschaft.

Der junge Graf machte Sedley auch mit mehreren jungen Edelleuten bekannt, welche Abends zum Spiele und zu munteren

Scherzen sich versammelten. Reicher Wiß sprudelte von allen Seiten, der heiterste Frohsinn herrschte, und Sedley fand in dem Umgange mit diesen frohgelaunten Jünglingen nichts, was sich vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit nicht rechtfertigen ließe, außer daß oft und hoch gespielt wurde.

Der junge Graf zog den Engländer in das Spiel, in welchem er Neuling war, und er mußte, wie es gewöhnlich geschieht, den Unterricht in demselben mit großem Verluste bezahlen, der sich fast immer wiederholte, wenn er sich zu dem Spieltische setzte. Je länger er diese Gesellschaft besuchte, desto ungebundener benahmen sich mehrere Mitglieder derselben, und nicht selten vernahm Sedley Gespräche, Tagsgeschichten, schlüpfrigen Wiß und Äußerungen, welche sein Zartgefühl beleidigten. Doch nahmen ihn der Frohsinn und die immer muntere Laune der adeligen Jünglinge so sehr ein, daß er das Tadelnswürthe in ihren Abendunterhaltungen übersah, und selten veräumte, sich bey ihnen einzufinden.

Sedley mit seinem Erzieher.

Einige Mahle sprach er mit seinem Erzieher von den vergnügten Stunden, welche ihm der Graf Gasparino dadurch verschaffte, daß er ihn in diese Gesellschaft eingeführt hatte, und er munterte seinen Mentor auf, dieselbe mit ihm zu besuchen. Dieser sagte es ihm zu, und am folgenden Abende begaben sich Beyde dahin

Mountford traf eine gewählte Versammlung adeliger Jünglinge an, welche Kenntnisse, Wiß und gute Laune entfaltet, und einen Anstand beobachteten, der jeden minder Scharfsichtigen täuschen

konnte. Besonders aber suchte sich der Graf Gasparino durch seine Äußerungen, die das Gepräge eines tugendliebenden Jünglings hatten, bemerkbar zu machen.

Sedley blickte oft Mountford an, um in seiner Miene zu lesen, wie zufrieden er mit der Gesellschaft sey, und er suchte ihn, da sie dieselbe verließen, darüber auszuholen. Mountford erlaubte sich kein Urtheil, sondern fragte nur, wenn, sie diese wieder besuchen sollten. Sedley, welcher diese Frage für ein Zeichen der Willigung ansah, sagte, daß er ihn am folgenden Tage wieder hinführen werde.

Mountford nahm, als sie des Abends dahin sich begaben, einen kleinen Umweg, indem er zu Sedley sagte, daß er ihn in die Werkstätte eines jungen Bildhauers führen wollte, wo schöne Arbeiten zu sehen wären.

E i n e T r a u e r - S c e n e .

Als sie in ein Gäßchen einbogen, kam ihnen eine Knabe von etwa acht Jahren entgegen, der eilig auf Mountford zulief, seine Hand ergriff, sie küßte, und im wehmüthig freudigen Tone sagte: „Lieber Herr, mein Vater befindet sich besser; er wird nicht sterben, sondern fortleben, Sie segnen, und für Sie bethen. Kommen Sie mit mir, und erfreuen Sie ihn wieder mit Ihrem Besuche. Er wird sichtbar heiter, wenn er Sie, seinen Wohlthäter und Tröster, sieht.“

„Mein lieber Kleiner,“ entgegnete Mountford, „ich habe diesem Herrn meine Begleitung zugesagt.“ „Er soll mitgehen,“ erwiderte der Knabe bittend, „und sehen, wie sich mein Vater über Ihre Gegenwart freuet.“

Beide folgten dem Knaben. Er führte sie zu einem finsternen Hause. Es war das Gefängniß für Schuldner. Er geleitete sie durch einen düsteren Gang an eine Thür, und pochte an. Ein noch jüngerer Knabe öffnete dieselbe. Da lag ein junger Mann mit abgekehrtem Gesichte und trauriger Miene auf einem Strohsacke. Ein Bündel schmutziger Wäsche diente ihm anstatt des Kopfkissens. Eine grobe wolene Decke verbarg seine matten Glieder. Seine Frau kniete neben ihm, und reichte ihm ein Suppe zur Stärkung. Ihre blasse Gesichtsfarbe, ihr matter Blick und ihre Niedergeschlagenheit zeigten, wie viel sie um den Gatten litt.

Als sie Mountford sah, umfaßte sie seine Knie, und wollte danken; aber ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Mountford hob sie auf, reichte ihr wohlwollend seine Hand, und sprach ihr Trost zu.

N a c h t.

„Was ist das?“ sagte Sedley, überrascht zu Mountford; „auf diese Scene war ich nicht vorbereitet.“ „Sie sehen hier,“ entgegnete dieser, „einen Unglücklichen in größter Noth; auf das Krankenbett geworfen, ist er in Gefahr mit seiner Familie zu verhungern, denen er durch seine kunstreichen Hände Brot verschaffen sollte. Die Schlechtigkeit und Nachsicht eines einzigen Jünglings, den Sie kennen, und noch achten, hat ihn in dieses nahmenlose Elend gebracht.“

„Ja, so ist es,“ entgegnete der Kranke, „und ohne Ihre Wohlthat wäre ich vielleicht schon verschmachtet. Doch, da Sie, junger Herr, Mountforts Freund zu seyn scheinen, so will ich Ihnen auch meine traurige Geschichte unumwunden erzählen.“

„Der Sohn des Grafen Gasparino hatte mir früher einige gelungene Arbeiten abgekauft und billig bezahlt, die er dann seinem Vater überließ. Er verlangte von mir, daß ich den Preis dreymahl höher ansetzen sollte, als er ihn mir bezahlt hatte; denn so viel forderte er von seinem Vater für diese Kunstwerke. Mein Gewissen ließ es nicht zu, daß ich in sein ungerechtes Verlangen willigte, und er schwor mir Rache.“

„Bald darauf wurde ich bey der Nacht auf der Straße von zwey Meuchelmördern angefallen, die er wahrscheinlich gedungen hatte. Ich vertheidigte mich so lange, bis auf mein Geschrey eine Streifwache zu meiner Hülfe herbey kam. Die Meuchelmörder mußten entfliehen. Sie hatten mir aber drey Wunden beygebracht, die zwar nicht tödtlich waren; aber mich auf einige Zeit zur Arbeit unfähig machten.“

G r a u s a m k e i t.

Schon früher hatte ich, als meine Frau und Kinder am Scharlachfieber krank waren, Geld borgen müssen. Jetzt gerieth ich wieder in Geldverlegenheit; ich fand aber gute Menschen, welche mir eine Summe zum Unterhalte meiner Familie liehen. Der junge Graf Gasparino kaufte die Schuldforderungen von meinen Gläubigern unter einem fremden Nahmen an sich, und drang auf Zahlung. Da ich sie nicht leisten konnte, wurde ich, obwohl meine Wunden noch nicht geheilt waren, in das Schuldengefängniß abgeführt.“

„Meine Frau und Kinder folgten mir hierher; und wir wären vor Jammer und Elend verschmachtet, wenn die göttliche Vorsehung nicht den Herrn Mountford zu uns gesendet hätte, der uns als helfender Menschenfreund Hülfe gebracht hat.“

Sedley war bey dieser Erzählung ganz entrüstet. „Niederträchtiger Mensch!“ rief er aus, „so konntest du mir Tugend häucheln, während Mittergezücht in deinem Herzen wohnt!“

„Ja wahrhaftig ein Unmensch,“ sagte die Frau, „was hatten ich und meine Kinder ihm gethan, daß er auch uns so unglücklich gemacht hat!“

Schöne Handlung.

Sedley stand einige Augenblicke in Gedanken versunken da. Dann erhob er den Blick gen Himmel, und ergriff die Feder, welche auf einem Schreibzeuge neben dem Bette lag.

Dann sagte er: „Wie hoch beläuft sich die Summe, welche der Graf Gasparino an Sie zu fordern hat?“ „Hundert Ducaten,“ war die Antwort.

Sedley nahm ein Papier aus seinem Taschenbuche, und schrieb einen Wechsel für zweyhundert Ducaten an den Banquier, auf welchen er von seinem Vater Credit-Briefe hatte, und überreichte ihn der Gattinn des Bildhauers, indem er sagte:

„Beziehen Sie diesen Wechsel so gleich, und die Summe wird hinlänglich seyn, Ihren Gatten aus dem Gefängnisse zu befreyen, und es wird noch so viel überbleiben, daß Sie sorgensrey leben können, bis ihr Gatte ganz genesen ist, und seine Kunst wieder betreiben kann.“

Sedley wollte sich schnell entfernen; aber die Frau ergriff seine Hand, die Kinder umfaßten seine Knie, der Bildhauer faltete seine Hände, und erhob bethend den Blick gen Himmel. Moun t f o r d blickte mit einer Thräne im Auge auf seinen Zögling, der von der Bonne

des Wohlthuns beseliget vor ihm stand; er konnte sich erst entfernen, nachdem er den Kranken, seine Frau und Kinder umarmt, und ihnen gesagt hatte, daß er durch ihren Dank beglückter sey, als sie es durch die Wohlthat sind.

Mountford erinnerte ihn jetzt, daß es Zeit sey, in die Gesellschaft zu gehen.

„Unter solchen Häuchlern will ich nicht mehr seyn,“ entgegnete er hastig. „Ich will Gasparino nicht mehr sehen. Wir reisen heute noch ab, und sey es um Mitternacht.“

Sie gingen nach Hause, brachten ihr Gepäck in Ordnung, bestellten Postpferde, und nach zwey Stunden hatten sie Neapel verlassen.

Sedley ließ einen Brief an den jungen Grafen zurück, welcher die Ursache der schnellen Abreise enthielt.

Merkwürdige Lebensrettung

durch einen großen Neufundländer-Hund.

Die neufundländischen Hunde, aus Neufundland im brittischen Nordamerika, sind erst in neuerer Zeit nach Europa gekommen. Sie scheinen von dem Fleischerhunde herzustammen, wenn sie nicht eine Unterart der großen Spitzhunde sind. Sie sind groß, haben einen breiten Kopf, eine dicke,

hängende Schnauze, und starke Beine. Sie zeichnen sich durch Anhänglichkeit an den Menschen, durch Stärke und durch ihre Behendigkeit im Wasser aus, in welchem sie sich eben so leicht, wie auf dem trocknen Lande bewegen.

U n g l ü c k.

Auf einem amerikanischen Schiffe, der Washington genannt, welches nach China segelte, befand sich unter den Reisenden ein Officier mit seiner Frau und seinem einzigen Sohne, einem lebhaften, feuerigen aber auch herzenguten Knaben von fünf Jahren, der schon in diesem Alter Muth und Unternehmungsgeist verrieth.

Der Officier hatte auch einen Neufundländer bey sich, der sich unter den gewöhnlichen Hunden durch Lustigkeit und treue Anhänglichkeit auszeichnete. Er war der immerwährende Spielgefährte des Knaben, balgte sich mit demselben auf dem Verdecke herum, und ließ sich von ihm bey den Ohren und Pfoten zerrn und zausen, ohne demselben je einen Schaden zu thun, oder gegen ihn zu knurren. Die ganze Schiffsmannschaft und alle Reisenden liebten den Hund, weil er gutmüthig und drolig war, und niemanden beleidigte. Sie scherzten oft mit ihm, warfen Stücke Zwieback ins Meer, und der Neufundländer war mit einem Sprunge vom Verdecke im Wasser, um es aufzufischen und zu verzehren.

Das Schiff hatte eine glückliche Fahrt und immer günstigen Wind. Als es aber nur mehr drey Tagereisen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt war, erhob sich plötzlich gegen Abend ein heftiger Wind, und die Sonne verbarg sich unter schwarzen Wolken, daß es früher als gewöhnlich zu dämmern anfing, und endlich eine große Finsterniß einbrach.

Der Knabe balgte sich noch auf dem Verdecke mit dem Hunde herum, als ein Windstoß das Schiff auf die Seite legte, und der Knabe von demselben über Bord in die See geworfen wurde.

R e t t u n g.

Die nächststehenden Matrosen, welche mit dem Einziehen der Segel beschäftigt waren, erhoben ein Geschrey, und riefen um Hülfe. Der Vater und die Mutter des Knaben eilten herbey, erfüllten die Luft mit Jammerröten, und der wachhabende Officier schrie, daß man das Schiff anhalten solle, weil sonst der Knabe, wenn sich dasselbe zu weit von ihm entfernte, oder er unter den Schiffsräum gerathe, verloren sey.

Alles gerieth auf dem Schiffe in Bewegung, und alle eilten, das kleine Boot in die See hinabzulassen, um dem Knaben, den sie liebgewonnen hatten, zu retten. Doch der treue Neufundländer war ihnen zuvorgekommen.

Als er den Knaben von dem Verdecke verschwinden sah, fing er jämmerlich zu heulen an, und stürzte sich unaufgefordert ins Meer. Es war aber so finster, daß man nicht unterscheiden konnte, welche Richtung derselbe im Wasser nahm.

Indessen war der Officier, der Vater des Knaben, mit dem Steuermanne und einigen beherzten Matrosen ins Boot gesprungen, und ruderten dem Hunde nach. Aber in der Dunkelheit hatten sie jede Spur von ihm verloren, und sie gaben schon die Hoffnung auf, den Knaben retten zu können.

Da hörten sie den Hund im Wasser plätschern und schnauben. Eilig ruderten sie in dieser Richtung fort, und erreichten mit dem Boote

glücklich den Hund. Er hatte das Kleid des Knaben mit den Zähnen erfaßt, und schleppte ihn schwimmend mit aller Krastanstrengung gegen das Boot, in welches er von dem hocherfreuten Vater und den Matrosen gezogen wurde.

Der Hund war so erschöpft, daß er regungslos in dem Boote liegen blieb. Aber seine Augen hatte er immer auf den Knaben gerichtet, der in den Armen seines Vaters ruhte, und kein Zeichen des Lebens von sich gab.

Die Matrosen eilten nun mit dem Boote zu dem Schiffe zurück, wo sie mit einem Hurrah und Glückwünschen über die gelungene Rettung empfangen wurden. Die Mutter des Knaben schloß den Sohn in ihre Arme, und an ihrer Brust schien neues Leben in ihn zurückzukehren; denn er schlug die Augen auf, und fing an Athem zu holen. Durch die von dem Schiffsarzte angewendeten Mittel kam er wieder zur Besinnung, und erhobte sich vollends, so daß er nach einigen Tagen mit seinem geliebten Hunde wieder spielen konnte.

Dieser war so, lange der Knabe nicht hergestellt war, nicht von seiner Seite gegangen, er hatte kein Auge von ihm gewendet, und dessen Hände und Füße beleckt.

Ein unzeitiger Scherz.

War der Hund früher dem Officiere und seiner Frau werth gewesen, so liebten sie ihn nun als den Retter ihres einzigen geliebten Kindes sehr, und pfl egten ihn wie einen Wohlthäter der Familie. Auch bey der Schiffsmannschaft hatte sich der Neufundländer in Gunst gesetzt, und er wurde von allen liebkoset und gehätschelt.

Nach drey Tagen ging das Schiff bey dem Vorgebirge der guten

Hoffnung vor Anker. Mehrere Reisende, unter diesen auch der Officier mit den Seinigen sollten hier ausgeschifft werden. Man richtete zwey Boote her, welche dieselben mit ihrem Gepäcke ans Land bringen sollten.

Als der Officier mit seiner Gattinn und dem Sohne in eines derselben stieg, hielten die Matrosen am Verdecke den Hund, welchen alle sehr lieb gewonnen hatten, aus Scherz zurück, und der Officier bedeutete ihnen, daß sie denselben nicht loslassen sollten, bis das Boot eine Strecke von dem Schiffe entfernt wäre, wo sie dann des Hundes Fertigkeit im Schwimmen beurtheilen könnten, der dasselbe gewiß in kurzer Zeit einholen würde.

Das Boot stieß ab, und als es in einiger Entfernung von dem Schiffe gelangt war, gab der Officier mit einem weißen Tuche das verabredete Zeichen, daß man den Hund loslasse.

E i n H a n f i s c h.

Er war mit einem Sprunge im Wasser, und schwamm mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit dem Boote nach, so daß er bald die Mitte zwischen dem Boote und dem Schiffe erreicht hatte. Aller Augen waren von beyden Fahrzeugen auf ihn gerichtet, und mit Vergnügen beobachtete man den Hund, der wie ein Pfeil die Fluthen durchschnitt.

Doch auf einmahl stieß er ein schreckliches Geheul aus, und bemühet sich vergebens, mit dem Vorderleibe sich empor zu heben, um über der Wassersfläche zu seyn. Die Zuseher meinten, daß der Hund den Krampf bekommen habe, und waren um ihn sehr besorgt; aber bald überzeugten sie sich, daß er in einer viel größeren Gefahr sich befinde, der er vergebens zu entinnen suchte. Sie wurden hinter ihm einen glänzend weißen

Strahl gewahr, der wie ein Blitz gegen ihn schoß. Es war ein großer Haiſiſch, der ihn zu erhaſchen und zu verſchlengen drohte.

Alle waren voll Angst, und hielten den Hund für verloren. Der Officier ließ ſein Boot ſchnell umwenden, und gegen den Hund hinrudern. Das von dem Haiſiſche geängſtigte Thier ſchwamm bald rechts, bald links, bald tauchte es unter, bald erhob es ſich unter fürchterlichem Geheule über das Waſſer, um dem Raubiſche auszuweichen.

Es gelang ihm durch längere Zeit; aber endlich fing er zu ermatten an. Zum Glücke war ſchon das Boot in ſeine Nähe gelangt, und der Officier, ſeine Gattinn und ſein Sohn ſuchten den Hund durch lauten Zuruf zu ermuntern, daß er ſeine letzten Kräfte anſtrengen ſollte.

Es gelang ihm ſchon näher ans Boot zu kommen. Der Hai war hinter ihm. Ein Schiffsjunge warf eine Harpune auf ihn, verfehlte ihn aber. Da ergriff der Officier ſeine Flinte, legte an, und wie ſich der Hai mit aufgesperrem Mochen über die Oberfläche des Waſſers erhob, um ſich gegen den Hund zu ſchnellen, traf er ihn durch den gut gerichteten Schuß ſo gewaltig auf den Kopf, daß die Kugel ihm den Kinnbacken zerſchmetterte.

Der Hai verſank in die Tiefe des Meeres, indem er die See mit Blut färbte. In dieſem Augenblicke hatte der Hund das Boot erreicht. Der Officier warf die Flinte weg, ſtreckte ſeine Arme gegen denſelben aus, und zog ihn ins Boot, ehe der Haiſiſch, der nicht getödtet war, auf die Oberfläche des Waſſers wieder auftauchen konnte.

Der Knabe, der in unaußſprechlicher Angst um ſeinen in Todesgefahr ſchwebenden Hund war, fiel ihm um den Hals, und alle ſtießen ein Freudengeſchrey über ſeine gelungene Rettung aus.

I n h a l t.

	Seite
Fastnacht	1
Das Louifens-Fest	17
Treu bis in den Tod	29
Die Rückkehr des Bruders	31
Die Waise	39
Spaziergang in die Umgebungen von Wien	63
Döbling	66
Der Weg nach Heiligenstatt	71
Der Weg nach dem Krappfenwäldchen	80
Das Krappfenwäldchen	82
Der Kobenzelberg	84
Grinzing	88
Die Kirchweihe	91
Geschick, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind das sicherste Capital	94
Die Jagd	103
Die Parforce-Jagd	109
Schicksale eines armen Waisen	111
Das unerwartete Wiedersehen	128
Musik und Tanz	137
Tivoli	142
Das griechische Mädchen	147
Der Prater	172
Glück durch Unglück	180
Edelmuth einer jungen Negerinn	188
Die alte Susanna	193
Eine Scene aus Neapel	198
Merkwürdige Lebensrettung durch einen Neufund- länder-Hund	204

Verbesserungen.

- Seite 6 Zeile 5 v. u. statt mailändischen lies toscanischen
" 9 " 8 v. o. st. Jüngling l. Jüngling
" 9 " 7 v. u. st. Zigeuner, l. Zigeuner,
" 21 " 10 v. u. st. einen l. ein
" 47 " 5 v. u. st. Mehere l. Mehrere
" 67 " 7 v. u. st. liegenstatt l. ligenstatt
" 73 " 3 v. o. st. Alferd: l. Alfred:
" 73 " 13 v. o. st. innere, Form l. innere Form,
" 73 " 3 v. u. st. Weinban l. Weinbau
" 80 " 3 v. u. st. Bethhoven, l. Beethoven,
" 141 " 3 v. o. st. viele l. viel
" 148 " 11 v. u. st. gewöhnten l. gewöhnten
" 153 " 1 v. u. st. Athanasien l. Athanasien
" 156 " 4 v. o. st. sechzehne l. sechzehnte
" 175 " 6 v. u. st. Haupt-Mlee l. Haupt-Mlee
" 176 " 5 v. o. st. deren l. dessen
" 179 " 11 v. o. st. obscura, l. obscura,
" 180 " 5 v. o. st. regliöser l. religiöser
" 193 " 15 v. o. st. was l. war
" 199 " 9 v. u. st. ihren l. ihnen.
-

Beobachtungen

Einleitung 1

1. Beobachtung 2

2. Beobachtung 3

3. Beobachtung 4

4. Beobachtung 5

5. Beobachtung 6

6. Beobachtung 7

7. Beobachtung 8

8. Beobachtung 9

9. Beobachtung 10

10. Beobachtung 11

11. Beobachtung 12

12. Beobachtung 13

13. Beobachtung 14

14. Beobachtung 15

15. Beobachtung 16

16. Beobachtung 17

17. Beobachtung 18

18. Beobachtung 19

19. Beobachtung 20

20. Beobachtung 21

21. Beobachtung 22

22. Beobachtung 23

23. Beobachtung 24

24. Beobachtung 25

25. Beobachtung 26

26. Beobachtung 27

27. Beobachtung 28

28. Beobachtung 29

29. Beobachtung 30

30. Beobachtung 31

31. Beobachtung 32

32. Beobachtung 33

33. Beobachtung 34

34. Beobachtung 35

35. Beobachtung 36

36. Beobachtung 37

37. Beobachtung 38

38. Beobachtung 39

39. Beobachtung 40

40. Beobachtung 41

41. Beobachtung 42

42. Beobachtung 43

43. Beobachtung 44

44. Beobachtung 45

45. Beobachtung 46

46. Beobachtung 47

47. Beobachtung 48

48. Beobachtung 49

49. Beobachtung 50

50. Beobachtung 51

51. Beobachtung 52

52. Beobachtung 53

53. Beobachtung 54

54. Beobachtung 55

55. Beobachtung 56

56. Beobachtung 57

57. Beobachtung 58

58. Beobachtung 59

59. Beobachtung 60

60. Beobachtung 61

61. Beobachtung 62

62. Beobachtung 63

63. Beobachtung 64

64. Beobachtung 65

65. Beobachtung 66

66. Beobachtung 67

67. Beobachtung 68

68. Beobachtung 69

69. Beobachtung 70

70. Beobachtung 71

71. Beobachtung 72

72. Beobachtung 73

73. Beobachtung 74

74. Beobachtung 75

75. Beobachtung 76

76. Beobachtung 77

77. Beobachtung 78

78. Beobachtung 79

79. Beobachtung 80

80. Beobachtung 81

81. Beobachtung 82

82. Beobachtung 83

83. Beobachtung 84

84. Beobachtung 85

85. Beobachtung 86

86. Beobachtung 87

87. Beobachtung 88

88. Beobachtung 89

89. Beobachtung 90

90. Beobachtung 91

91. Beobachtung 92

92. Beobachtung 93

93. Beobachtung 94

94. Beobachtung 95

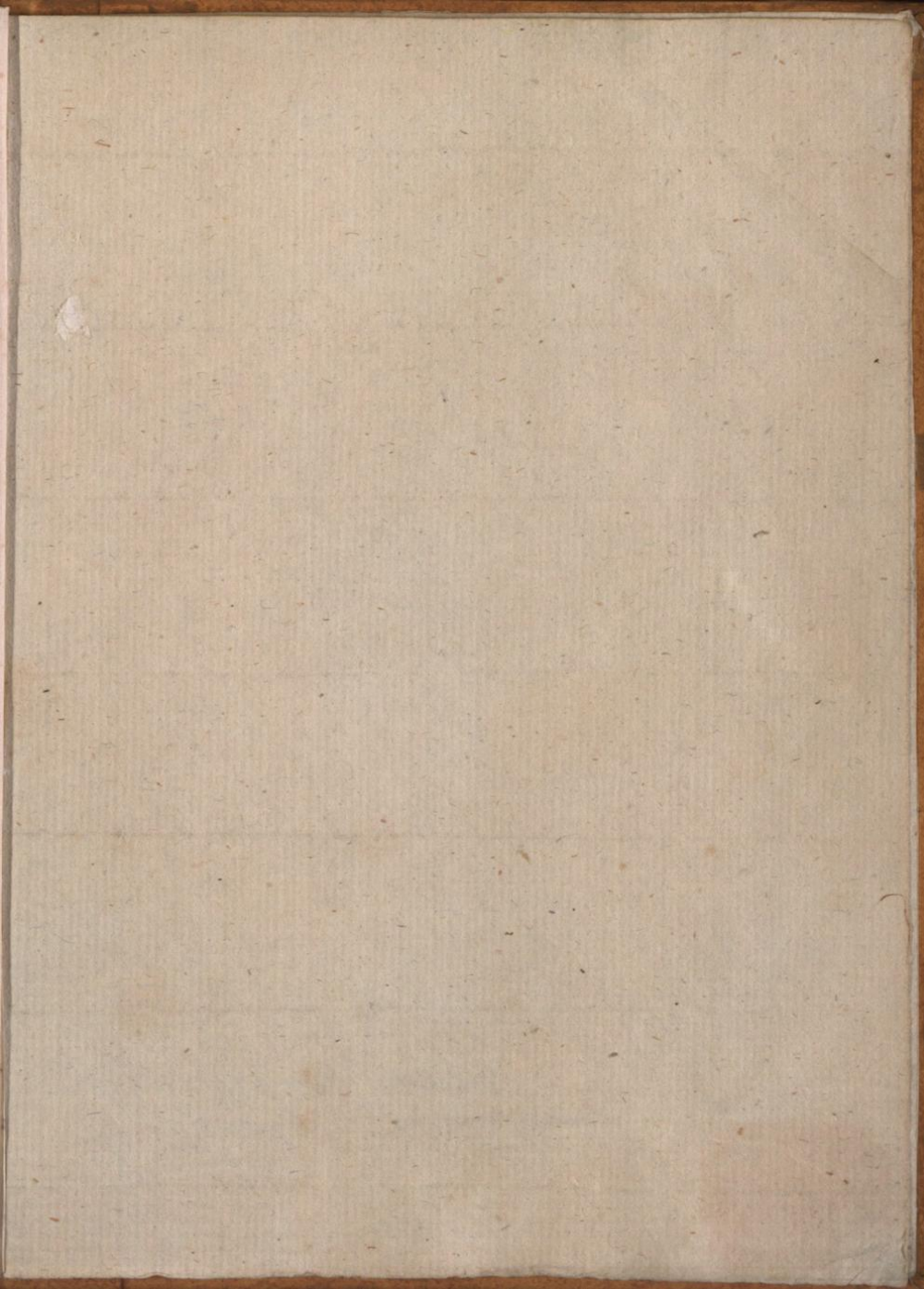
95. Beobachtung 96

96. Beobachtung 97

97. Beobachtung 98

98. Beobachtung 99

99. Beobachtung 100



2
Lieder-Verzeichnis
n. 2. 1. 1835

32
24

8/

WIEN.

**In der Kunsthandlung des H. F. Müller,
am Kohlmarkt Nr. 1499.**